B'nai B'rith

MONATSBLÄTTER DER GROSSLOGE FÜR DEN ČECHOSLOVAKISCHEN STAAT
X. I. O. B. B

JAHRGANG IV. NUMMER 6. JUNI 1925.

Abschiedsbrief des h. w. Ordenspräsidenten Br. Adolf Kraus

an die Beamten der Distriktsloge Nr. X.

In der im April in Atlantic City abgehaltenen Konventions-Großloge hat der hw. Bundespräsident Adolf Kraus nach zwanzigjähriger Präsidentschaft sein Amt als Präsident unseres Ordens niedergelegt. An seiner Stelle wurde zum Bundespräsidenten Br. Expr. Alfred M. Cohen aus Cincinnati gewählt. Anläßlich seines Scheidens vom Amte hat Br. Adolf Kraus an den sw. Großpräsidenten unseres Distriktes ein Schreiben gerichtet, das in deutscher Übersetzung lautet:

Liebe Brüder!

Wie Sie ohne Zweifel bereits wissen, bin ich nicht mehr Präsident des Ordens. Seit 20 Jahren wirkte und wachte ich mit voller Hingabe für das Wohl des Ordens, schließlich mußte ich den Wünschen meiner lieben Frau und meiner Familie nachgeben und darauf verzichten, mich nochmals zur Wiederwahl als Präsident vorschlagen zu lassen. Die Verantwortung meines Amtes als Präsident lastete schwer auf meinen Schultern. Blicke ich zurück auf die verflossenen 20 Jahre meiner Amtszeit, so erscheinen sie mir nur als eine kurze Spanne Zeit, wenn ich aber in meinem jetzigen Alter auf fünf weitere Jahre der Amtszeit vorwärts blicke, so scheint es mir, wie ich bereits bei der Konventionsgroßloge sagte, als blickte ich auf ein Jahrhundert vorwärts. Wohl wäre ich bereit gewesen mein Werk fortzusetzen, allein ich fürchtete, daß der Konservativismus, den ein hohes Alter naturgemäß mit sich bringt, den Wert meiner Arbeit vermindern, ja vielleicht sogar vernichten könnte. Daher gelangte ich zu dem Schluß, es sei das Beste für den Orden, wenn ein jüngerer Mann die Verantwortung für den Orden übernehme. Nach der Konstitution unseres

Ordens verbleibe ich ein Mitglied des Exekutivkomitees für Lebenszeit. In dieser Eigenschaft werde ich auch weiterhin in der Lage sein, die Fortschritte zu verfolgen, die in jedem einzelnen Distrikt gemacht werden und kann vielleicht, wenn sich eine Gelegenheit bietet, von einigem Nutzen sein.

In meiner Eigenschaft als Präsident kannte ich keinen Unterschied zwischen den einzelnen Distrikten unseres Ordens, als Privatmann dagegen gab es für mich Unterschiede. Die Mitglieder der alten Distrikte VIII und X sprechen meine „Muttersprache“. Wenn ich diese Distrikte besuchte, fühlte ich mich zu Hause. Ich schloß Bekanntschaft mit den führenden Brüdern, ich besuchte sie in ihrem Heime, ich lernte sie lieben und war mir bewußt, daß ich in ihnen aufrichtige Freunde besaß.

Beim Scheiden aus meinem Amte fühlte ich mich zwar erleichtert, aber der Gedanke, daß ich wohl niemanden von ihnen wiedersehen werde, betrübt mich.

Mit besten Grüßen an alle lieben Brüder verbleibe ich mit aufrichtigem Brudergruß

Adolf Kraus.

Prof. Dr. Josef Oesterreicher:

Antisemitismus und Politik im alten Alexandrien.*)

Wenn auch der alexandrinische Antisemitismus, dem diese Bezeichnung zukommt, weil er sich in der Welthandelsstadt Alexandria nicht nur in wilden Kämpfen gegen die Juden austobte, sondern auch daselbst seine theoretische Ausbildung zum ersten Male erfuhr, dem Altertum angehört, so ist seine Darstellung dennoch für unsere Gegenwart reich an lebendigen Beziehungen, weil er uns lehrt, daß „der Judenhaß und die Judenhetze, so alt wie die Diaspora selbst“, (Mommsen) als soziologische Begleiterscheinungen der Galuth zu beurteilen sind. Die Wurzellosigkeit und Landfremdheit des als geschlossene Kulturgruppe auftretenden jüdischen Volkes auf der einen, sein ungebändigter Geltungswille auf der anderen Seite sind die Hauptursache jener Spannung, die sich in einem für alle vernünftigen Erwägungen tauben Hasse entlädt. So war es in Alexandrien, so ist

*) Wer sich über den hier behandelten Gegenstand gründlich unterrichten will, sei zunächst auf E. Schürers „Geschichte des jüdischen Volkes im Zeitalter Jesu Christi“ (4. Auflage, 3. Band) verwiesen. Reiche Belehrung wird der Leser aus dem Buche „Die Juden Ägyptens in ptolemäischer und römischer Zeit“ von Dr. Leo Fuchs (Wien 1924) schöpfen. Der junge Gelehrte, der in seinem 11. Lebensjahre erblindete, hatte mit beispielloser Energie die Hindernisse, die ihm sein Gebrechen in den Weg legte, überwunden und das ungeheuere Quellenmaterial der älteren und neuesten Zeit in seinem Werke verarbeitet. Auf 156 Seiten versteht es der Verfasser, knapp, aber doch fast lückenlos die äußere und innere Geschichte der Juden Ägyptens unter den Ptolemäern und Römern darzustellen. Die Wissenschaft ist ihm aber zu besonderem Danke verpflichtet, weil er unter steter Heranziehung nicht nur der neuesten geschichtlichen Ergebnisse, sondern auch des

es jetzt. Die Pessach-Hagadah hat dieser Kontinuität des Judenhasses und der Unvernichtbarkeit der Juden mit den schlichten ergreifenden Worten die feierliche Formel gegeben: „In jeder Generation erheben sie sich gegen uns, um uns zu vernichten und der Heilige, gelobt sei er, errettet uns aus ihren Händen.“

Aber nicht nur, um die Kontinuität des Judenhasses wieder einmal in das hellere Licht der Geschichte zu stellen, soll der alexandrinische Antisemitismus in seinen Hauptzügen behandelt werden, sondern auch deshalb, weil durch die Veröffentlichung eines bisher unbekannten Papyrustextes auf die Beziehungen zwischen Hellenen und Juden in Alexandria ein neues Licht fällt.

Idris Bell, einer der Verwalter der Sammlung der Papyrustexte im British Museum hat durch seine Publikation: „Jews and Christians in Egypte. The Jewish Troubles in Alexandria and the Athanasian Controversy. Illustrated by Texts from Greek Papyri in the British Museum 1924“ das Quellenmaterial für die Geschichte der Juden in Alexandrien um eine aufschlußreiche Urkunde vermehrt.

Durch einen vier Seiten langen, in griechischer Sprache abgefaßten Brief des Kaisers Claudius an die Alexandriner, der vom 10. November 41 n. Chr. datiert ist, eine nach dem Originale, das der Statthalter in Alexandria zur allgemeinen Kenntnisnahme aushängen ließ, schlecht angefertigte Abschrift, wird die Streitfrage, ob die Juden in Alexandrien Vollbürger waren oder nicht, im negativen Sinne entschieden. Die jüdische Diaspora in Ägypten, die wie die Papyrusfunde aus Elephantine beweisen, in das sechste Jahrhundert v. Chr. hinaufreicht, erreichte ihren kulturellen Höhepunkt in der Welthandelsstadt des Ostens, wo nach den Angaben des Josephus Alexander der Große Hellenen und Juden unter gleichen Rechten angesiedelt hatte; denn die Juden, die damals schon über die ganze Welt verbreitet waren, hatten sich durch wertvolle Dienste, namentlich auf seinem Zuge durch Ägypten, seinen Dank erworben und standen hoch in seiner Gunst. Erst aus der Zeit der Ptolemäer erfahren wir, daß die Juden in Alexandrien abgesondert in eigenen Bezirken wohnten, „damit sie ein reineres Leben führen könnten, indem sie sich weniger mit Fremden vermischten“.

Doch blieb es nicht bei dieser strengen Absonderung; denn nach Philo wohnten Juden in allen Teilen der Stadt und hatten auch in allen Quartieren Bethäuser; nur zwei Bezirke hatten überwiegend Juden zu Bewohnern und hießen deshalb „die jüdischen Bezirke“.

---

talmudischen Schrifttums von der sozialen Lage, der staatsrechtlichen Stellung, den Steuern, der Sprache und namentlich den religiösen Verhältnissen der ägyptischen Juden in dieser Epoche abgerundete, methodisch durchgearbeitete, auf gründlichem Quellenstudium beruhende Bilder entwirft. Der erst nach dem Erscheinen des Buches von Fuchs bekannt gewordene Brief des Kaisers Claudius an die Alexandriner findet eine allgemein verständliche, wissenschaftlich hochstehende und dabei fesselnde Darstellung in dem Aufsatze des Prager Historikers Univ.-Prof. Dr. A. Stein: „Parteikämpfe im hellenistischen Alexandrien“, der im Aprilhefte 1925 der Zeitschrift „Preußische Jahrbücher“ erschienen ist. Er gibt die historischen Voraussetzungen für das Verständnis des Briefes, bespricht den Inhalt des Briefes selbst und zeigt schließlich die Fülle der historischen Probleme, die der glückliche Fund aufrollt.

Die alexandrinischen Juden, die nach dem neuesten Funde keine Vollbürger waren, bildeten ein selbständiges Gemeinwesen, das große Aufgaben zu lösen hatte, wenn man bedenkt, daß die Juden nach den Angaben Philos 40 Prozent der Stadtbevölkerung betrugen. Denn die jüdische Gemeinde hatte nicht allein für den Kultus zu sorgen, sie hatte auch die staatsrechtlich anerkannte Befugnis der eigenen Vermögensverwaltung und der Rechtsprechung für die Mitglieder der Gemeinde. Diese Jurisdiktion, die nach jüdischem Rechte erfolgte, bezog sich auf die Zivilgerichtsbarkeit und, wenn auch nur in beschränktem Maße, auch auf Kriminalfälle. Diese Sonderstellung der Juden innerhalb eines griechischen Stadtwesens einerseits und andererseits ihr Bestreben, als Vollbürger zu gelten und politisch, sozial und wirtschaftlich eine ihren Fähigkeiten entsprechende Rolle zu spielen, führten zu Gegensätzen und Reibungen, die sich namentlich bei der Bevölkerung Alexandriens in einem fanatischen Judenhasse Luft machten. Schon die jüdisch-apologetische Sibylle aus der Zeit 140 v. Chr. weist auf diesen Judenhaß hin: „Jedes Meer und jedes Land ist von dir erfüllt und jeder haßt dich wegen deiner Sitten.“ Auch Josephus bezeugt es, daß der alexandrinische Antisemitismus alten Datums sei. Alle seine Spielarten, Ekel, Verachtung, Neid, Haß und die aus diesen Elementen gebildeten Mischgefühle enthüllen sich im alexandrinischen Judenhaß, der sich auf alle Gebiete des öffentlichen Lebens, auf das religiöse, soziale, wirtschaftliche, kulturelle und politische erstreckte. Besonders in politischer Beziehung brach eine Todfeindschaft zwischen den nationalgesinnten Griechen und den ihrer nationalen Selbständigkeit verlustig gewordenen Juden aus. Während sich die Griechen nach dem Sturze der Ptolemäer gegen die Römerherrschaft mit allen Kräften sträubten und sich dieses Joches durch zahlreiche Aufstände erwehren wollten, standen die Juden im Lager der die Weltmonarchie begründenden Römer. Wenn Juden zu verschiedenen Epochen der Geschichte ihren Sympathien für die Begründung eines Weltreiches durch geniale Eroberer, wofern nicht ihre Sonderstellung angetastet wurde, Ausdruck gaben, so geschah es nicht nur aus praktischen Gründen, sondern auch aus der Erwägung heraus, daß übernationale Bestrebungen der Welt und somit auch den gequälten Juden den ersehnten Frieden und die ungehinderte Entwicklungsmöglichkeit gewähren können.

Wenn nun auf politischem Gebiete die Feindschaft zwischen Hellenen und Juden tief begründet war, so erhält der alexandrinische Antisemitismus schon ein moderneres Gesicht, wenn, wie aus einem Papyrus aus dem Jahre 41 n. Chr. hervorgeht, ein alexandrinischer Großkaufmann, namens Sarapion, in einem Briefe einem bedrängten Schuldner zuruft: „Hüte dich vor den Juden!“ In diesem Briefe kommt zum ersten Male in der judenfeindlichen Literatur der geschäftliche Antisemitismus zum Ausdrucke; denn die Griechen, Syrer und auch Römer hatten als geriebene Geldverleiher wirklich keine Ursache, vor den Juden mehr zu warnen als vor sich selbst. Der Konkurrenzneid der herrschenden Bevölkerung, der den Juden ihren Wohlstand mißgönnte, der wirtschaftliche Kampf, den ein verachtetes barbarisches Volk mit den handelstüchtigen Hellenen

erfolgreich aufgenommen hatte, die wirtschaftliche Begünstigung, die ein ihnen bis in die Seele verhaßter Stamm durch die Ptolemäer und später durch die römischen Kaiser erhalten hatte, steigerten den Judenhaß, dessen furchtbaren Nährboden die jüdische Solidarität oder, negativ ausgedrückt, die streng durchgeführte religiöse und soziale Scheidung von der heidnischen Bevölkerung bildete.

Die ganze griechisch-römische Welt stand verständnislos einem Volke gegenüber, das dem überall sieghaft vordringenden Nivellierungsprozesse der hellenischen Kultur und der römischen Weltmonarchie trotzig widerstand und sich in seiner geschichtlichen Sonderstellung als religiöse Gruppe behauptete. Der Mehrheit der gebildeten heidnischen Welt galt der Jude deshalb als kulturunfähig, inferior, als „anosios", ein griechischer Ausdruck aus der Kaiserzeit, der das lateinische Wort impius übersetzt, ein Wort, das einen Menschen bezeichnet, der wissentlich gegen die Gottheit frevelt und als solcher, außerhalb des jus divinum stehend, der göttlichen Strafe verfällt.*)

So nennt Cicero in seiner Rede für Flaccus, der wegen unberechtigter Konfiskation jüdischer Tempelgelder angeklagt wurde, die jüdische Religion eine „barbara superstitio", gewiß ein Niederschlag der allgemeinen Meinung der gebildeten Welt der damaligen Zeit. Über die Fabeleien des Tacitus, dessen Quelle die antisemitische Literatur Alexandriens ist, wird noch im Nachfolgenden die Rede sein.

Gewiß kam es auch in der griechisch-römischen Welt zu einem Assimilationsprozesse zwischen den Juden und ihrer Umgebung, doch ging dieser selten über die religiöse Schranke hinweg. Wenn sich auch der alexandrinische Jude die Sprache und Bildung der Hellenen bis zur höchsten Vollendung aneignete — man denke an Philo — so war er doch ein unverdaulicher Fremdkörper in der heidnischen Welt, die seine verstockte Weigerung, am heidniscchen Kultus teilzunehmen, als einen sittlich-kulturellen Defekt brandmarkte. Die ganze jüdisch-apologetische Literatur Alexandriens ist von diesem Gefühle des Anders- und Besserseins erfüllt. So sagt Philo bedeutsam: „Die Juden sind als Priester und Propheten hineingestellt in den Zusammenhang des einheitlichen Menschengeschlechtes, um in dessen Mitte eine besondere Aufgabe zu erfüllen. Sie haben für die gesamte Menschheit zu beten und zu opfern." Wenn aber nicht nur Kaiser Claudius in seinem Edikte, sondern auch Philo seine Stammesgenossen zur Toleranz gegenüber den heidnischen Kulten ermahnt, so kann daraus geschlossen werden, daß manche Juden in ihrer Stellungnahme gegen den Götzendienst zu weit gegangen sein mußten. Auch die im hellenistischen Zeitalter mit großem Eifer betriebene jüdische Propaganda, auf deren überraschenden Erfolg die ungeheure Ausbreitung der Diaspora zurückzuführen ist, scheint eine Verschärfung des Gegensatzes zwischen Juden und Heiden bewirkt zu haben. Wenn man berücksichtigt, daß in der Makkabäerzeit die jüdische Gemeinde im

*) Die katholische Kirchensprache des 11. Jahrhunderts hat für den Juden die Bezeichnung „perfidus" geprägt, die einen Menschen bedeutet, der weder Treue noch Glauben verdient.

Mutterlande sich kaum über die Grenze von Judäa erstreckte, so bleibt es rätselhaft, wie die jüdische Sibylle 140 v. Chr. sagen konnte, daß jegliches Land und jegliches Meer vom jüdischen Volke erfüllt sei. Der Überschuß an Geburten kann dieses vielumstrittene Problem nicht lösen. Es muß somit eine kräftige Propaganda eingesetzt haben, deren Gelingen um so bemerkenswerter ist, als die Juden in der griechisch-römischen Welt auf keine Sympathien stießen und die Aufnahme in den jüdischen Religionsverband mit verschiedenen Schwierigkeiten verbunden war. Man nimmt deshalb an, daß die berufenen Vertreter der jüdischen Mission dadurch so große Erfolge erzielten, daß sie die reine Gottesidee verkündigten, daß sie durch die Begriffe des Heiligen und des Sittlichen dem Bedürfnis des religiös gestimmten Gemütes, sich von Übel und Sünde zu befreien, entgegenkamen und daß sie das ganze Zeremonialgesetz mit seinen Opfern und Reinigungsvorschriften als eine Umsetzung, Verkörperung und Symbolisierung des Heiligen im Leben deuteten. Dazu kam noch, daß die jüdische Propaganda durch die damals allgemein bestehende Empfänglichkeit für die orientalischen Kulte überhaupt begünstigt wurde. Freilich gelangten diese Versuche zur „Entschränkung des Judentums“ weniger im vorwiegend partikularistisch gesinnten Mutterlande Palästina zur Ausführung als in den Ländern der Diaspora, wo der universalistische Charakter der prophetischen Reden des Deutero-Jesaias, der es Israel auf die Seele bindet, „Gesetz und Recht den Völkern zu verkündigen und ein Licht für die Heiden zu werden“, in seinem ganzen Ernste erfaßt wurde und zur jüdischen Propaganda führte, die sich in vielen Fällen damit begnügte, den Heiden den jüdischen Monotheismus, die Begriffe des Heiligen und Sittlichen sowie die Sabbatheiligung zu vermitteln. Josephus weist in seiner Schrift gegen den Hauptvertreter des alexandrinischen Antisemitismus darauf hin, wenn er sagt: „Viele der Hellenen sind zu unseren Gesetzen übergegangen; die einen sind dabei geblieben, andere, welche der Standhaftigkeit nicht fähig waren, sind wieder abgefallen. Auch bei der Menge ist schon seit langem ein großer Eifer für unsere Gottesverehrung zu finden und es gibt keine Stadt, weder bei Hellenen noch bei Barbaren, noch sonst irgendwo und kein Volk, wohin nicht die Sabbatfeier, wie wir sie haben, gedrungen wäre und das Fasten und das Anzünden der Lichter und viele unserer Speiseverbote beobachtet würden.“ So berichten auch Seneca und Cassius Dio. Man begnügte sich in der jüdischen Propaganda mit dem Möglichen und es finden sich Stellen in der jüdisch-hellenistischen Literatur, wo statt der Beschneidung nur ein Reinigungsbad gefordert wird. Diese jüdische Mission erregte gewiß in der griechisch-römischen Welt Mißbehagen und trug dazu bei, das Verhältnis zu den Juden zu verschlechtern, wie aus dem Spotte Juvenals über die zum Judentume Bekehrten in der 14. Satire hervorgeht. Aber auch in jüdischen Kreisen blickte man mißtrauisch auf diese Propaganda und nach der Zerstörung Jerusalems empfand man die Proselyten nach einem Ausspruche des babylonischen Talmuds als einen Aussatz am Leibe des Judentums. Diese so scharf formulierte Abneigung gegen die Proselytenmacherei hat sich bis in die Gegenwart im Judentume erhalten.

Der alexandrinische Antisemitismus, der schon in der Zeit der Ptolemäer literarischen Ausdruck fand, erhält eine besondere Färbung durch die politische Stellung der Juden zu dem den Alexandrinern verhaßten Rom. Dadurch kam es in Alexandria zu blutigen Kämpfen, zu grausamen Judenhetzen, welche, weil sie mehr den Charakter eines Bürgerkrieges trugen, nach der Auffassung mancher Historiker gar nichts mit dem Judenhasse in unserem Sinne zu tun hätten. Wer aber die reiche antisemitische Literatur berücksichtigt, die schon in der ptolemäischen Zeit gerade in Alexandria mit teuflischer Liebe und abgrundtiefem Hasse gepflegt wurde, weil dort die Griechen früher als in anderen Städten auf Juden stießen, der wird kaum die Existenz eines Antisemitismus in Alexandrien und in der griechisch-römischen Welt überhaupt leugnen können. Ob man mit Schürer die Grundlage des Gefühles der antiken Welt gegen die Juden in der Verachtung erblickt, die bei Ammianus Marcellanus wegen der nicht seltenen Armseligkeit und Unreinlichkeit der Juden im Vorwurfe des „foetor Judaicus" gipfelte, ob man mit Fuchs Haß und Neid als die Triebfedern des Antisemitismus betrachtet, das Ergebnis ist das gleiche: die Spannung zwischen der Verachtung oder dem Hasse gegenüber diesem Barbarenvolke und seinem unermüdlichen Geltungswillen ist auch hier wie sonst der Nährboden des Antisemitismus. Seine Echtheit ist überdies durch die hellenistisch-jüdische Literatur verbürgt. Man kann einen großen Teil dieser Literatur nur unter dem Gesichtspunkte der Apologetik verstehen, die es sich zur Aufgabe macht, die gegen die Juden erhobenen Vorwürfe zu widerlegen. Die Quelle für die Kenntnis dieser antisemitischen Literatur in Alexandria ist die Schrift des Josephus gegen Apion.

An erster Stelle ist der ägyptische Priester Manetho zu nennen, dessen Werk über ägyptische Geschichte um 270—350 v. Chr. zur Zeit des Ptolemäus II. Philadelphus anzusetzen ist. Hier führt er das nicht nur in Ägypten verbreitete und geglaubte Märchen an, welches erzählt, daß der König Amenophis alle Aussätzigen Ägyptens, 80.000 an Zahl, in den Steinbrüchen östlich vom Nil als Arbeiter verwenden ließ. Auf ihre Bitte habe ihnen der König eine Stadt überlassen. Hierauf hätten sie sich gegen den König empört und einen Priester aus Heliopolis Osarsiph (-Moses) zu ihrem Führer gewählt. Dieser neue Priester habe sie gelehrt. keine Götter zu verehren und die heiligen Tiere zu schlachten. Mit Hilfe der Hyksos aus Jerusalem habe er Amenophis vom Throne gestürzt und nach Annahme des Namens Moses sich des Landes Ägypten bemächtigt, wo die Aussätzigen nach einer Herrschaft von 13 Jahren samt den Hykos von Amenophis endgültig aus Ägypten davongejagt wurden.

Auf Mnaseas, der 200 v. Chr. lebte, geht das durch Tacitus popularisierte alberne Märchen von der Verehrung eines goldenen Eselskopfes im Tempel zu Jerusalem zurück.*)

Apollonius Molon wirft den Juden Gottlosigkeit und Menschenhaß vor, nennt sie bald feige, bald fanatisch, sie seien die unfähigsten unter den Barbaren und hätten nichts für die Kultur geleistet.

---

*) Tacitus führt als Grund dafür an, daß wilde Esel den Juden auf ihrem Zuge durch die Wüste die Wasserquellen verraten hätten.

Der fanatischeste, wirksamste und phantasievollste Wortführer des literarischen Antisemitismus in Alexandrien war der Grammatiker Apion, der sich nicht nur mit Homer, sondern auch mit den Juden eingehend beschäftigte; bei ihm findet sich zum ersten Male im judenfeindlichen Schrifttume die Ritualenmordbeschuldigung. Er ging auch anläßlich des blutigen Kampfes zwischen den Alexandrinern und Juden als Sprecher und Anführer der Gesandtschaft der ersteren nach Rom, um die Alexandriner vor Caligula zu rechtfertigen. Er war, wie Plinius berichtet, von einer überaus lächerlichen Eitelkeit. Er meinte, denjenigen die Unsterblichkeit zu verleihen, an die seine Schriften gerichtet seien.

Seine aus der ganzen früheren antisemitischen Literatur entlehnten Angriffe auf die Juden dürften ihren Platz im dritten Buche seiner ägyptischen Geschichte gefunden haben, die verloren gegangen ist und von welcher sich nur durch Zitate des Josephus, Tatian und anderer Schriftsteller des späteren Altertums Überreste erhalten haben.

Die Schrift des Josephus, die unter dem nicht vom Verfasser herrührenden Titel „contra Apionem“ berühmt geworden ist, ist ein umfassendes apologetisches Werk, das nicht nur die Angriffe Apions, sondern sämtliche Anschuldigungen behandelt, die gegen die Juden damals gerichtet worden sind.

Ich folge den Ausführungen Schürers, der den Gedankengang der Schrift gegen Apion nach 8 Punkten disponiert. Zunächst beschäftigt sich Josephus mit der Behauptung, daß das jüdische Volk jungen Datums sei, weil die älteren griechischen Historiker seiner niemals Erwähnung getan hätten. Auf die Erörterung dieses Problems verwendet nun Josephus außerordentliche Mühe und sucht durch Heranziehung der ägyptischen, phönizischen, chaldäischen und auch griechischen Geschichtsschreiber das hohe Alter des jüdischen Volkes und seiner Kultur zu beweisen.

Es lag ihm an diesem Nachweise deshalb so viel, weil er den schwerwiegenden Vorwurf der historischen Bedeutungslosigkeit, die einem Volke mit kurzer Geschichte anhaftet, und die damit zusammenhängende Anklage, fremde Kulturen entlehnt zu haben, für das jüdische Volk entkräften wollte.

Hierauf widerlegt Josephus die vorwiegend von den alexandrinischen Schriftstellern vorgebrachte Fabel, daß die Juden von aussätzigen Ägyptern abstammten und unter schimpflichen Umständen sich in Palästina ansässig gemacht hätten, und enthüllt die Abgeschmacktheit und Verlogenheit dieses albernen Märchens. Als dritter Punkt wird die Anklage des Apolonius Molon und des Apion behandelt, daß die Juden an der menschlichen Kultur nicht mitgearbeitet hätten, daß sie die unfähigsten unter allen Barbaren und keinen Erfinder, keinen Weisen, keinen Künstler aufzuweisen hätten. Gleich Philo widerlegt Josephus diese Anklage durch eine eingehende Behandlung der mosaischen Gesetzgebung, die durch ihr hohes Alter und ihre geistige Überlegenheit eine Quelle der griechischen Philosophie geworden sei — eine Lieblingsbehauptung Philos — und eine Großtat auf dem Gebiete der Kultur bedeute.

Den vierten Punkt bildet der Vorwurf der Gottlosigkeit der

Juden. Dem für die Annahme verschiedenster Kulte schmiegsamen Hellenen war der Starrsinn des Hebräers in der Annahme fremder Kulte, ja sogar in der Pflege des Kaiserkultus unverständlich und der Grieche konnte sich eine solche Hartnäckigkeit nur dadurch erklären, daß er dem Juden die Gottlosigkeit als sittlichen Defekt zuschrieb. Josephus zeigt zunächst, wie die Gottesidee der Juden auch von den großen Philosophen der Griechen geahnt wurde und sucht den jüdischen Monotheismus philosophisch gebildeten Lesern begreiflich zu machen. Der großen Masse gegenüber führt er den bei dieser allein wirksamen indirekten Beweis für die Überlegenheit des jüdischen Gottesbegriffes, indem er die mit ethischen Mängeln behafteten Gestalten der heidnischen Götter nach der alten Weise des Psalmisten ironisiert und zerpflückt. Damit im Zusammenhange macht er sich über den goldenen Eselskopf lustig, den die Juden in ihrem Tempel anbeten sollten, ebenso über die von Apion vorgebrachte Fabel, daß die Juden alljährlich einen Griechen als Opfer darbrächten und seine Eingeweide verzehrten, eine Fabel, die in der christlichen Folgezeit auf Andersgläubige ausgedehnt wurde, deren Blut nach ihrer Ermordung zu rituellen Zwecken gebraucht würde. Beschämend ist es, daß in der griechisch-römischen Welt diese Abgeschmacktheiten in einem kleineren Kreise geglaubt wurden als in der christlichen Welt der Vergangenheit und Gegenwart.

Den fünften Punkt in den Ausführungen des Josephus bildet die Rechtfertigung der Ablehnung des Kaiserkultes, die von judenfeindlicher Seite als Mangel an Loyalität aufgefaßt und der Regierung auch bekannt gegeben wurde. Diesen Vorwurf widerlegt Josephus mit dem Hinweis auf das im Tempel zu Jerusalem täglich für den Kaiser gebrachte Opfer. Philo berichtet sogar von Hekatomben, die bei besonderen Anlässen für den Kaiser geopfert wurden. Auch kam es der damaligen Apologetik zustatten, daß die ersten römischen Kaiser, Caligula ausgenommen, den Kaiserkult nicht direkt auftrugen, am allerwenigsten aber ihn von den Juden forderten, deren Gemeindewesen auch in religiöser Beziehung seit Cäsar unter gesetzlichem Schutze stand.

Von weittragender Bedeutung ist die Besprechung des sechsten Punktes, der sozialen Absonderung der Juden, der Mamixie, die zu der schweren Anklage führte, daß dem Judentum der Menschenhaß anhafte, daß ihm die Humanität und Menschenliebe fehle. Das hellenistische Zeitalter mit seiner universell, fast weltbürgerlich eingestellten Anschauung konnte diese von jüdischen Gesetzen vorgeschriebene Absonderung der Juden von den Heiden in seiner tieferen Begründung nicht erfassen und machte dem Judentume, das ängstlich seine religiöse Sonderstellung zu wahren suchte und dieses schwierige Problem durch seinen bis ins kleinste Detail ausgearbeiten Partikularismus löste, aus dieser Amixie einen der schwersten Vorwürfe. Wenn auch das hellenistische Judentum eher den Charakter des Universalismus trug als das palästinensische, so wurde auch dort jede Berührung dessen, was mit Götzendienst zusammenhängt, vermieden und vom Standpunkte der levitischen Reinheit der Verkehr mit den Heiden, nur soweit es notwendig war, unterhalten. Apion übertreibt in ge-

hässigster Weise diese soziale Absonderung der Juden durch die völlig grundlose Verleumdung, daß er die Juden bei der alljährlichen Opferung eines Griechen schwören läßt, daß sie keinen Fremden, am allerwenigsten aber den Griechen, Wohlwollen bezeugen sollen. Derselbe Vorwurf des Menschenhasses wurde übrigens auch den Christen gemacht, wie aus Tac. Ann. XV, 44 zu ersehen ist.

Josephus verweist in seiner Verteidigungsschrift einerseits auf die humanen Bestimmungen in der mosaischen Fremdengesetzgebung, anderseits legt er dar, daß das mosaische Gesetz bezüglich der Fremden weit humaner sei als die sonstige Gesetzgebung des Altertums.

Im achten Punkte wendet sich Josephus, nachdem er die ernsten Anklagen der Gottlosigkeit und der sozialen Absonderung, die es den Juden unmöglich mache, als gleichberechtigte Glieder in eine geordnete Gesellschaft einzutreten, besprochen hat, besonderen Eigentümlichkeiten des jüdischen Gesetzes zu, über die sich die Gegner des Judentums nicht genug lustig machen konnten. Es sind dies die Beschneidung, das Verbot des Genusses von Schweinefleisch und die Sabbatheiligung. Josephus, der die Absicht hatte, in einer besonderen Schrift die Gründe der Beschneidung und der Speisegesetze zu untersuchen, begnügt sich damit, auf die edlen Absichten und die Vortrefflichkeit des mosaischen Gesetzes im allgemeinen hinzuweisen, woraus geschlossen werden kann, daß auch die von den Judengegnern verhöhnten Gebräuche im Dienste einer sittlichen Idee stehen müssen. Ebenso verfuhr Philo, der die Weisheit und Zweckmäßigkeit der sonderbaren jüdischen Zeremonialgesetze, über welche die griechisch-römische Welt die Schale ihres Spottes ausgoß, mit großem Eifer zu beweisen suchte. Tactus, der die Juden wie kein zweiter verachtet, ging sogar so weit, hinter der Circumcision eine raffinierte Unsittlichkeit zu wittern.

Neben Philo und Josephus, den namhaftesten Wortführern der jüdischen Apologetik, gab es noch eine reiche Literatur im jüdisch-hellenistischen Zeitalter, die in diesem Sinne wirkte. Jene ganze Literatur, die Schürer „Jüdische Schriften unter heidnischer Maske“ nennt und deren Zweck es ist, unter den Heiden für das Judentum Propaganda zu machen, enthält auch apologetische Elemente. Für den alexandrinischen Antisemitismus ist der berühmte Brief des Pseudo-Aristeas an Philokrates über die Entstehung der Septuaginta (etwa 200 v. Chr.) zu nennen. Der unbekannte Verfasser, der die Maske eines hohen Würdenträgers des Königs Ptolemeus II. Philadelphus annimmt, stimmt auf das Judentum und sein Gesetz ein begeistertes Loblied an, das nicht nur ein Mittel der Propaganda, sondern auch eine kräftige Abwehr gegen antisemische Angriffe sein sollte.

Es ist nicht zu leugnen, daß der alexandrinische Judenhaß durch die politische Stellung der Juden, welche die Wegweiser der den Alexandrinern verhaßten römischen Universalmonarchie waren, wesentlich verschärft und durch die Gunst, in welcher sie bei Cäsar und Augustus standen, die griechisch-nationale romfeindliche Gesinnung der Stadtbürgerschaft Alexandriens gereizt wurde. Als mit dem Regierungsantritte Caligulas sich der Wind gegen die Juden richtete, da kam es in Alexandrien 38 v. Chr. zu einer der grausamsten Judenverfolgungen, von der Mommsen sagt: „Eine Judenhetze, wie die alexandri-

nische des Jahres 38, motiviert durch das mangelnde Hellenentum, dirigiert zugleich von der höchsten Behörde und dem niedrigen Pöbel, hat die ältere griechisch-römische Geschichte nicht aufzuweisen.“ Alle rohen Instinkte, die der Judenhaß entfesselt, wurden damals ebenso frei, wie es noch in unseren Tagen hie und da geschehen kann. Dazu hetzten noch antisemitische Volksredner in öffentlichen Versammlungen die Menge gegen die Juden auf. Um den Kaiser gegen die Juden zu stimmen, trugen die Alexandriner den Synagogen auf, den Kaiserkult einzuführen, der aber für die Juden in der Form der Divination unannehmbar war. Der römische Statthalter Flaccus, der die Juden als „Fremdlinge und Zugezogene“ bezeichnete, trat auf die Seite der alexandrinischen Antisemiten und so kam es zu dem im Altertum beispiellosen Judenprogrom. Die Geschichte von den beiden Gesandtschaften an Caligula, der jüdischen, an deren Spitze Philo stand, und der griechischen, deren Sprecher Apion war, die die Aufgabe hatten, Angelegenheiten der Stadt Alexandria dem Kaiser vorzutragen, ist hinlänglich bekannt. Die meisterhaft geschriebenen Bücher Philos „Gegen Flaccus“ und „die Gesandtschaft an Gaius“ berichten über diese Ereignisse.

Mit dem Regierungsantritte des Claudius wandte sich das Blatt zu Gunsten der Juden. Das von Josephus mitgeteilte kaiserliche Edikt gilt als Beweis dafür. An dieser Stelle setzen die Ergebnisse des neuen Papyrusfundes ein, von dem eingangs die Rede war. Auf Caligula, der am 24. Jänner 41 ermordert wurde, folgte Claudius. Bei seinem Regierungsantritte erscheinen Gesandtschaften aller Städte des römischen Reiches, um ihm zu huldigen. Auch Alexandria sendet ihre Vertreter und macht Vorschläge zur Ehrung des Monarchen in Form der Divination. Ein Teil des kaiserlichen Briefes beschäftigt sich mit diesen Ehrungen, unter welchen die göttliche Verehrung entschieden abgelehnt wrd. De alexandrinischen Gesandten gratulierten nicht nur im Namen der Stadt, sondern brachten auch staatsrechtliche Wünsche vor, die in der Bitte gipfelten, daß die kaiserlichen Privilegien nur für die Angehörigen der griechischen Nationalität in Alexandria gelten sollen. Zu dieser gehörten aber nur solche, die Epheben gewesen waren, d. h. ihre griechische Erziehung im Gymnasium erhalten hatten.

Den Brennpunkt des geistigen Lebens der griechischen Jugend bildete das Gymnasion, dessen eLiter der Gymnasiarch war. Dort empfing der freigeborene Grieche seine körperliche und geistige Ausbildung. Der Gymnasiarch erfreute sich eines ganz besonderen Ansehens und war gewöhnlich zum Leiter einer politischen Gesandtschaft ausersehen. Der Ausdruck „Die vom Gymnasion“ galt nur für die griechische Bevölkerung Alexandriens und schloß jeden anderen aus der bunt zusammengewürfelten Einwohnerschaft aus. Die Ephebien waren nationale Organisationen, die mit Eifer über die völkische Reinheit ihrer Mitglieder wachten.

Alle Wünsche dieser Partei, die sich auf die Gewährung neuer Privilegien beziehen, wie z. B. auf die Schaffung eines Senates, werden vom Kaiser oder von der kaiserlichen Kanzlei in diesem Briefe in konzilianter Form zurückgewiesen und nur die bereits bestehenden Privilegien bestätigt.

Auch die Juden Alexandriens, die sich darauf beriefen, daß sie von Alexander dem Großen unter gleichen Rechten mit den Griechen angesiedelt worden seien, forderten für sich die Vollbürgerschaft, deren sich nur die Angehörigen der griechischen Nationalität erfreuten. Da nur die im Gymnasion Erzogenen einer Ephebie angehören konnten und der Besuch des Gymnasions den Juden im allgemeinen schon deshalb versagt bleiben mußte, weil bei ihnen das Verbot der Entblößung bestand, so genügte dieser Grund schon, um die ohnedies Verhaßten von den Rechten der Vollbürger auszuschließen.

Aus den Stellen des kaiserlichen Briefes, die sich auf die Unruhen in Alexandrien während der Regierung des Caligula beziehen und auf den inneren Krieg zwischen Juden und Griechen nach dessen Ermordung, geht hervor, daß sich Claudius über diese Ereignisse von den alexandrinischen Gesandten berichten ließ. Der kaiserliche Brief richtet an beide Parteien die ernste Mahnung, sich zu vertragen und Frieden zu halten.

Hierauf wendet sich der kaiserliche Brief direkt an die Juden. Er ermahnt sie, sich mit dem Erreichten zu begnügen und innerhalb ihrer Schranken zu bleiben. Das Recht der freien Ausübung ihrer Religion soll ihnen auch für die Zukunft gesetzlich zugesichert sein. „Er warnt sie — ich folge der Inhaltsangabe Prof. Stein's — in falschem Ehrgeize Einrichtungen der Griechen nachzuahmen, die den Griechen eigentümlichen Wettkämpfe und Spiele feiern oder an ihnen teilnehmen zu wollen.*) Sie möchten es sich doch zu schätzen wissen, daß sie, die dank ihrer durch Tradition und Umwelt geschärften Begabung dafür besonders befähigt waren, die großen wirtschaftlichen Vorteile genießen könnten, die ihnen das Leben in einer so reichen Handelsstadt biete. Statt sich der Begünstigungen wirtschaftlicher und finanzieller Art, die auch den Juden zugute kämen, zu erfreuen, seien die alexandrinischen Juden zu Unruhen und Streitigkeiten bereit und geneigt, auch ihre Glaubensgenossen aus Ägypten und Palästina herbeizurufen. Sollte diese wohlgemeinte Mahnung nicht Einkehr und Besserung zur Folge haben, dann werde sein kaiserlicher Zorn sie zu treffen wissen und sie wie eine Geißel für die Menschheit behandeln.“ Nach diesen strengen Worten kommt ein beschwichtigender Schluß, wo beide Parteien der kaiserlichen Gnade versichert werden, wenn sie von nun an Frieden zu halten die ernste Absicht hätten.

An der Hand dieses Briefes zeigt Stein, daß das von Josephus mitgeteilte Edikt des Claudius an die Juden kaum dem Wortlaute nach richtig wiedergegeben sein dürfte, vielmehr dürfte Josephus manches in einem den Juden günstigen Sinne abgeändert haben.

Die Lage der Juden besserte sich zwar unter Claudius, auf den im Beginne seiner Regierung der Judenkönig Agrippa einen entscheidenden Einfluß ausübte, aber die in Alexandrien durch Haß vergiftete Atmosphäre auf griechischer und jüdischer Seite führte gerade wegen der Gunst, in der die Juden bei Claudius standen, nicht nur

---

*) Trotz des Verbotes der Entblößung dürfte also doch in einem Teile der alexandrinischen Judenschaft der Sport des Gymnasiums gepflegt worden sein.

zu Judenhetzen, sondern auch zu erbitterten Kämpfen der damals waffengeübten Juden gegen die Griechen. Von diesem bis zur Siedehitze gesteigerten Hasse künden die alexandrinischen Martyrien oder Märtyrerakte, eine der wichtigsten Quellen für den alexandrinischen Antisemitismus. Als einer der gefeiertesten Märtyrer für die griechisch - nationale Sache gilt Dionysius. Dieser mußte sich nach einer der ungezählten Judenhetzen vor dem Kaiser Claudius, den er einst als Sprecher in der Huldigungsgesandtschaft der Alexandriner zu seinem Regeirungsantritt beglückwünscht hatte, gemeinsam mit anderen Gymnasiarchen, die die Hauptvertreter der nationalen Sache und die Seele der Judenverfolgungen waren, als Angeklagter verteidigen. Sobald sie die Erfolglosigkeit ihrer Verteidigung eingesehen hatten und ihrer Verurteilung gewiß waren, ergingen sie sich in wilden Schmähungen gegen den verhaßten Kaiser und wurden zur Hinrichtung geführt.

Solche Ereignisse wirkten tief und so kam es während der ganzen römischen Kaiserzeit niemals zu einer Beilegung dieses haßerfüllten Verhältnisses zwischen Juden und Griechen in Alexandrien.

Die Aufstände der Juden in Palästina gegen Rom werfen ihre Schatten auch nach Alexandrien, wo anläßlich eines Sieges der Aufständischen in Jerusalem jener traurige Fall sich ereignete, daß der seinem Volke abtrünnig gewordene Ti. Julius Alexander, ein Neffe Philo's, in seiner Eigenschaft als ägyptischer Statthalter (67—70 n. Chr.) römische Truppen gegen die alexandrinischen Juden ausrücken ließ und der Urheber eines Judengemetzels wurde, dem 50.000 Juden im Delta-Bezirke zum Opfer gefallen sein sollen.

Die weitere Gesichte der Juden in Alexandrien in der Kaiserzeit und christlich-byzantinischen Epoche bietet für die Entwicklung des Antisemitismus keine wesentlichen Punkte mehr. Der Kraftrichtung im Gestaltungsprozesse des Judentums folgend, nahmen auch die alexandrinischen Juden teil an dem Ausbau des religiösen Systems, das sich durch lange Zeit als eine ungemein kräftige Stütze für die jüdische Solidarität bewährte, bis im Zeitalter der Aufklärung diese Säule allmählich zu wanken begann und erst gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts, wo das religiöse System einen großen Teil seiner Tragkraft eingebüßt hatte, in der nationalen Einstellung eines Teiles der Judenschaft seine Ergänzung oder auch völlige Vertretung fand. Aber der nationale Geltungswille der Juden stößt auch auf dem Boden Palästinas auf eine stets wachsende Abwehrbewegung der dort ansässigen Bevölkerung, deren ohnedies schon bestehende Abneigung gegen die Juden sich durch die politischen Verhältnisse steigert und an den einstigen politischen Antisemitismus Alexandriens erinnert. Ob es dem jungen Lebenskeim im Judentum gelingen wird, sich trotz dieses Antijudaismus auf palästinensischem Boden zu entwickeln, gehört mehr in das Gebiet des Glaubens als des Wissens. Wohl aber wird das Weltgewissen, an dessen Ausbildung und Erstarkung mitzuarbeiten Pflicht jedes sittlich Denkenden und eine der vornehmsten Aufgaben unseres Ordens ist, dafür zu sorgen haben, daß sich die alexandrinischen Zeiten mit ihren Judenhetzen und Judenmetzeleien nicht mehr wiederholen — weder auf heiligem noch auf profanem Boden.

Der Brudertag in Karlsbad.

Der am 6. und 7. Juni d. J. in Karlsbad abgehaltene allgemeine Brudertag reiht sich würdig an die bisherigen Brudertage, deren letzter im Jahre 1922 in Prag stattfand. Das äußerliche Bild des Karlsbader Brudertages war insofern von den bisherigen Brudertagen verschieden, als an demselben in großer Anzahl, vielleicht gar in überwiegender Zahl, ausländische Brüder mit ihren Angehörigen, zum großen Teile Brüder des deutschen Distriktes, teilnahmen. Es waren dies Brüder, die heuer so zahlreich zur Kur in Karlsbad weilten. Dieser Umstand gab dem Karlsbader Brudertage ein ganz eigenartiges Gepräge und wohl auch eine nicht gewöhnliche Bedeutung.

Das wirtliche Karlsbad mit seinen großartigen Einrichtungen für den Fremdenverkehr, mit der angeborenen Gastfreundlichkeit seiner Bewohner und mit seinen internationalen Kurgästen während der Kursaison ist tatsächlich die für Kongresse und ähnliche Veranstaltungen am besten geeignete Stadt, und es war deshalb eine gute Idee der w. „Karlsbad", aus Anlaß der Feier ihres 30jährigen Bestandes im Vorjahre die Abhaltung des Brudertages während der Kurzeit in Karlsbad bei der s. w. Großloge anzuregen.

Tatsächlich war auch das Arrangement des Festabends am 6. Juni im imposanten Theatersaale des Schützenhauses und das des öffentlichen Verhandlungstages im schönen, großen Kurhaussaale tadellos.

Die Leitung der Brudertagsverhandlungen lag in der bewährten Hand unseres s. w. Großpräsidenten, der — wie immer — umsichtig, klug und energisch allen drohenden Klippen der Diskussion auszuweichen verstand. Ihm und dem w. Präsidenten der w. „Karlsbad", dem nimmermüden Prof. Dr. Z i e g l e r, der als geistiger Anreger und als Mittelpunkt des Brudertages bezeichnet werden kann, ist das volle Gelingen des schönen Festes zu danken. Neben ihnen gebührt Anerkennung und Dank dem Festkomitee und insbesondere dessen Obmanne B. Schenk.

Die Beratungen des Brudertages eröffnete der s. w. Großpräsident Dr. Josef P o p p e r, der nach allgemeiner Begrüßung der Erschienenen seinen besonderen Gruß dem s. w. Großpräsidenten des österreichischen Distriktes Prof. Dr. Ehrmann entbot und ihn einlud, zu seiner Rechten Platz zu nehmen. Ins Präsidium berief er den w. Präsidenten der Loge „Karlsbad" Br. Prof. Ziegler, ferner Br. Adolf Glaser, Dr. Feith und Dr. Kornfeld. Auf die Themen des Brudertages, die Friedensfrage und die Erziehung unserer Jugend im Sinne des Ordensgedankens übergehend, charakterisierte er Gerechtigkeit zwischen den Menschen verschiedener Nationen und Konfessionen und Gerechtigkeit zwischen den Staaten als Vorbedingung zur Erfüllung des Friedensideales. Zur Friedensidee hat unser Orden durch die Aufforderung der deutschen Großloge an alle Brüder, sich den Friedensgesellschaften anzuschließen, Stellung genommen, vornehmlich aber durch eine Kundgebung unseres Ordenspräsidenten Br. Adolf K r a u s, der im November 1921 die Abrüstungs-Konferenz in Washington durch ein Telegramm begrüßte und darin der Hoffnung Ausdruck gab, daß durch die Konferenz Mittel

gefunden werden mögen, noch zu unseren Lebzeiten den Tag herbeizuführen, an dem „die Schwerter zu Pflugscharen geschmiedet werden“ und der Friede unbeschränkt auf Erden herrschen möge. „Die Kriege und ihre Folgen“, heißt es in diesem Telegramme weiter, „haben die Juden aller Länder schwerer als die Andersgläubigen bedrückt. Gemeinsam mit den Anhängern anderer Glaubensbekenntnisse haben sie alles für die Länder hingegeben, unter deren Flagge sie leben. Vaterlandsliebe, Heldentum, Opferwilligkeit, Treue und Hingebung sind für die jüdischen Bürger jedes Landes in demselben Maße kennzeichnend gewesen, wie für die andersgläubige Bevölkerung. Die vergiftenden Nachwirkungen des Krieges aber, Elend, Haß, Neid, Mord und Lüge, die er im Gefolge hatte, haben sie in weit höherem Maße heimgesucht. Eine Gemeinschaft mit einem solchen historischen Hintergrunde hat eine lang zurückreichende Erinnerung, sie hat Jahrhunderte hindurch mit Inbrunst für das Heraufdämmern des Tages gebetet, für den die gegenwärtige Konferenz eine Vorbedeutung zu sein scheint. Gott sei mit Ihnen bei Ihren Beratungen.“

Die Referate.

Das Referat über das Thema „Orden und Friedensgedanke“ erstattete Br. Expräs. Dr. Adolf Bischitzky („Praga“). Er charakterisiert den Pazifismus als das Bestreben, Gegensätze unter den Menschen, wie sie im Laufe der Entwicklung der Menschheit entstehen mußten, wohl nicht zu beseitigen, sie aber doch auf ganz bestimmte menschenwürdige Art ratenweise zu überbrücken, um die Beteiligten dann — und das ist die zweite Forderung des Pazifismus — zu gemeinsamer, auf das Ganze gerichteter Arbeit zusammenzuführen. Diese Forderungen haben den Pazifismus aus der bloßen Ideologie früherer Zeiten zu einem realen Faktor gemacht. Gerecht und duldsam zu sein gegen die Äußerungen des Innenlebens des einzelnen Menschen, ist der erste Grundsatz des Pazifismus. Niemals verbietet er, sich für seine Anschauungen einzusetzen, oder andere zu seiner Überzeugung zu bringen. Also auch die Diskussion ist möglich, sie ist sogar erwünscht vom Standpunkte des Rechtes freier Meinungsäußerung, der Aufrichtigkeit und Wahrhaftigkeit. Nur das Aufzwingen und die Anwendung unerlaubter Mittel steht mit den Grundsätzen des Pazifismus im Widerspruche. Wenn die Macht eines Staates die Angehörigen einer Nation gegen andere zurücksetzt, so ist das ein Zwang und jede Zurücksetzung oder gar Verfolgung wegen einer rein privaten Überzeugung steht mit dem Pazifismus im schärfsten Widerspruche. Daher gehört auch die Bekämpfung des Antisemitismus in das Gebiet des Pazifismus. Auf dem Gebiete der Lebensbetätigung der Menschen, auf welchem die Gegensätze scharf aufeinanderstoßen, ist Grundsatz des Pazifismus, diese Gegensätze so zu überbrücken, daß beide Parteien mit Hilfe von Selbstbeschränkung, Selbstbeherrschung und Selbstverleugnung von ihren Wünschen so lange nachgeben, bis sie sich begegnen, um dann ihre Kräfte zu gemeinsamem Schaffen zu verwenden. Diese mittlere Linie ist die pazifistische Vorschrift. Das weitere Ziel des Pazifismus ist dann der Zusammenschluß der Menschen. Wir kommen damit in das Gebiet der Vergesellschaftung der Menschen.

Der Pazifismus ist in seiner realen Tätigkeit immer wieder bestrebt, allen zu dienen und alle Klassen zu umfassen. Die Grundsätze und Ziele des Pazifismus sind auch die Ziele unseres Ordens. Achtung vor der Überzeugung des Nächsten, kein Aufzwingen seiner Überzeugung einem anderen gegenüber und daher auch keine Majoritätsbeschlüsse in Dingen, die die religiöse und nationale Überzeugung betreffen. Eintracht und brüderliches Wohlwollen schafft auch bei uns die mittlere Linie, auf welcher sich Brüder zu begegnen haben. Es sind dieselben sittlichen Forderungen, die gerichtet sind auf gemeinsame Arbeit, Zusammenschluß und Berücksichtigung des Wohles des Ganzen, auf gegenseitige Hilfe, Liebe und Menschlichkeit.

Das Judentum, erklärt Br. Referent im weiteren Verlaufe seiner Ausführungen, enthält die höchsten Ideale des Menschengeschlechtes: Menschenrecht und Gerechtigkeit. Auch den Juden ihre vollen Menschenrechte wiederzugeben, jedem Einzelnen den Platz an der Sonne zu verschaffen, den er verdient, ist das Ziel des Friedensgedankens. Darum ist das Judentum, soweit es den Inhalt der Ordensidee betrifft, auch Inhalt des Friedensgedankens. Dieses Recht nicht zur Geltung kommen zu lassen, bedeutet eine Verletzung der höchsten Ideale des Menschengeschlechtes. Der Unterschied zwischen beiden ist nur unsere jüdische Exklusivittä. Er liegt nicht im Wesen der Idee, sondern in den Trägern der Idee, er liegt in uns, also dort, wo wir Subjekt und Objekt zugleich sind. Die erste praktische Forderung ist die, jeder Aktion im Sinne des Friedensgedankens unsere volle Aufmerksamkeit zu schenken, und die zweite ist die Fühlungnahme mit anderen ähnlichen Organisationen. Der erste Schritt ist gegenseitige Information. Wieweit eine gemeinsame Arbeit dann möglich ist und welche Wege enzuschlagen wären, darüber zu sprechen ist heute zu früh. Wo es möglich ist und erwünscht, können wir unsere Logen anhalten, Sorge zu tragen für die Kräftigung einer solchen Bewegung. Das Ergebnis wird dann sein, daß wir teilnehmen an der Zusammenfassung aller schöpferischen und sittlichen Kräfte der Menschen, die nach Höherem streben. Der Weg führt zur Zurückdrängung der reaktionären Kräfte der Menschheit, welche sich dem wahren Glücke der Menschen entgegenstellen.

Nachdem der s. w. Großpräsident dem Br. Referenten gedankt hatte, hielt Expräs. Br. Dr. Otto Heller („Bohemia“) sein Referat über „Die Erziehung unserer Jugend im Sinne des Ordensgedankens“. Es ist fraglos, führte er aus, daß unser gegenwärtiges Leben, das aus der Antike und dem Mittelalter hervorgeht und durch die mechanische Naturbetrachtung angeregt ist, das Wesen der modernen Zeit ausmacht und daß dieses Leben in den ersten ethischen Anfängen steht. Wenn das geistige Niveau der Menschheit so geringe Fortschritte gemacht hat, so liegt der hauptsächlichste Grund dafür in der mangelhaften, falschen Erziehung. Welches ist nun das Bildungsideal, das wir als Ordensmitglieder anzustreben haben? Der § 1 unserer Statuten sowie die lapidaren Worte unseres Einführungsrituales, mitzuarbeiten an der geistigen und sittlichen Vervollkommnung der Menschheit, geben uns die eindeutige und über jeden Zweifel erhabene Gewißheit über die Tendenzen unseres Ordens. Diese decken sich vollständig mit den Forderungen jener sittlichen Lebensanschauung, die wir als sittlichen Idea-

lismus bezeichnen. Die Erziehung zu diesem Bildungsideale hat zur Voraussetzung das vollständige Verstehen der Persönlichkeit. Wir müssen uns diese Eigenschaft erst angeeignet haben, wenn wir erziehend auf andere einwirken wollen. Die Verwirklichung des sittlichen Ideales ist gebunden an sittliche Freiheit im Sinne der Lauterkeit unseres Fühlens. Die sittliche Freiheit muß sich bewähren mit der Kraft und dem Mut, mit dem wir auf die Erfüllung unserer liebsten Wünsche verzichten, wenn sie dem sittlichen Wollen entgegenstehen. Opfermut und Selbstverleugnung, Selbstbeherrschung und Energie werden dadurch geradezu ethische Güter. Aber die Durchführung des sittlichen Wollens fordert noch mehr, als die Erziehung dieser Willenskräfte. Dieser Wille muß im Dienste eines sittlichen Charakters stehen. Ein solcher sittlicher Charakter wird sich dadurch bewähren, daß er seiner Lebensführung ein harmonisches Gepräge gibt, in dem alle seine Ziele sich fest zusammenschließen zum sittlichen Ziele.

Die Erziehung zu unserem Bildungsideale hat in der Jugendzeit einzusetzen. In der Jugend müssen die sittlichen Ideale eingeprägt und ihrem Wollen der richtige Weg gewiesen werden. Wir müssen dem ganzen Unterrichtsstoff als höchsten Gesichtspunkt den geben, daß aus ihm nicht sittliche Gefährdung erwachse. Darum muß alle Erziehung an das Wollen der Kinder richtig abzielen, indem sie an Gehorsam und Disziplin gewöhnt, doch soll die Kinder kein sklavischer Gehorsam, noch Furcht vor Strafe bestimmen, sondern es muß alles aus der Gesinnung, die das Gute um seiner selbst willen will, abgeleitet werden. Die primitiven Motive im Kinde müssen gesteigert werden, um eine gewisse Einsicht in das Wesen des Sittlichen zu erzeugen. Wir müssen die Kinder zum selbständigen Wertschätzen des Guten führen, sie sollen sich gewöhnen, das Wesen der Dinge zu suchen und dann die Konsequenz aus ihrer Denkungsart zu ziehen. Der Sieg über uns selbst und unsere Leidenschaften muß den Kindern vor Augen geführt werden. Übung und Gewöhnung hat beim Kinde unablässig das Beste zu leisten. An Verzichten und Ertragen müssen die Kinder bald gewöhnt werden. Das letzte Ziel ist, die Menschheit zu der sittlichen Freiheit zu führen, sich selbst die Gesetze des Wollens zu geben. So erwächst unserer Jugenderziehung die Pflicht, die Kinder daran zu gewöhnen, daß sie sich gegebenen Gesetzen fügen. Mit zunehmender Reife tritt die Verpflichtung ein, der Erziehung eine logische Richtung zu geben. Der vernünftige Mensch soll wissen und begreifen, was er tun und lassen soll. Er muß das Ziel des Lebens verstehen. Die Aufgabe der Erziehung muß darin bestehen, echte und ganze Menschen heranzubilden, sie zu selbständigen Persönlichkeiten zu erheben. Unsere Kinder müssen willig werden, sich mit Bewußtsein und Begeisterung in den Dienst der Allgemeinheit zu stellen. Dadurch werden wir unsere Jugend fähig machen, mitzuarbeiten an der Herstellung einer wahrhaft menschlichen und sittlichen Weltordnung.

Das Korreferat zu dem Thema erstattet Br. Expräs. Dr. J. Ziegler („Karlsbad“). Er geht zurück auf die Grundidee des Ordens, wie sie in dem Satze des Rituales, den geistigen Charakter unseres Stammes zu pflegen, vorgeschrieben ist. Der Orden will, führt Br. Korreferent aus, daß jedes seiner Mitglieder ein bewußt guter Jude und ein bewußt

sittlicher Mensch sei. Ein bewußt guter Jude ist derjenige, dem das Judentum nicht Mittel, sondern Zweck ist und ein bewußt sittlicher Mensch ist derjenige, dem die Sittlichkeit nicht Mittel, sondern Zweck ist. Ein bewußt guter Jude muß ein bewußt sittlicher Mensch sein. Das sittliche Moment ist aus dem Judentum heraus durch die sinaitischen Gebote dem Volke gegeben worden. Das Judentum ist durch sich selbst eine sittliche Religion geworden. Sittlichkeit muß an sich dastehen, vollständig allein. Damit haben wir auch schon den Standpunkt gewonnen, von welchem aus wir über die Einflußnahme unseres Ordens auf unsere Jugend sprechen dürfen. Der Weg heißt: „Mein Kind soll ein guter Jude sein.“ In dem Gedanken des B. B. habe ich mich selbst dazu zu erziehen; das ist aber kein leichtes Unterfangen. Unser Kind lebt ja nicht mit uns allein, sondern in einer gewaltigen Umwelt, die ajüdisch ist von allem Anfang an. Je älter mein Kind wird, umsomehr kommt verblümt oder unverblümt aus der Mitte der Lehrer, der Mitschüler, der ganzen Umwelt zum ajüdischen Moment noch das antijüdische. Der Widerspruch der jüdischen Psyche wird geweckt durch das Antijüdische; durch das Ajüdische wird das Kind in Ideen hineingeraten, die es vom Judentum abbringen. So lange das ajüdische Milieu vorherrscht, muß ich bemüht sein, es irgendwie zu paralysieren, das kann ich nur durch das jüdische Moment in mir selbst, durch mein Beispiel. Nur das, was ein Kind vor sich sieht, von Vater und Mutter, wirkt dauernd. Wenn ich mein Kind nun so erziehe, daß es sowohl nach der Seite des Judentums, wie auch nach der Seite der allgemeinen Sittlichkeit einen guten Juden vor sich sieht, dann erziehe ich es zum bewußt guten Nachfolger meiner Person in B. B. Der Orden kann aber nicht Kinder erziehen mit leeren Worten. Man erzieht ein Kind mit der Tat und die Tat fehlt. Aber noch ein Moment ist in Betracht zu ziehen. Wir haben heute unleugbar schon einen Teil unserer Jugend, die bewußt gute Juden sind. Unter dieser Jugend aber herrscht Streit und Zank. Ich habe keine Sorge, wenn die bewußt-jüdische Jugend sich gegenseitig bekämpft. Das schadet uns gar nicht, wenn wir uns nur sagen, wir halten die Fahne des bewußten Judentums hoch. Wird unsere Jugend ihren Kampf zu Ende geführt haben, dann wird aus dieser Jugend, die gekämpft hat, das bewußt gute Judentum unseres Ordens.

Die Debatte.

In die Debatte greift sodann der s. w. Großpräsident des österreichischen Distriktes Hofrat Prof. Dr. Ehrmann ein. Er dankt zunächst für die freundlichen Worte der Begrüßung und stellt sich zum Thema der Diskussion übergehend bezüglich der Erziehung der Kinder bis zu ihrem Pubertätsalter an die Seite des Br. Referenten. Darüber hinaus müssen wir das Objekt der Erziehung vor Augen halten. Biologisch ist ein Mensch, wenn er in das Pubertätszeitalter eintritt, ein Individuum mit überschüssiger Kraft. In dieser kraftstrotzenden Zeit verlangt die Jugend Ideale, für die sie sich begeistern kann. Was sollen wir der Jugend geben? Ethik? Gewiß, aber Ethik verlangt Entbehrung, Entsagung und Arbeit an sich. Sie gibt dann im Alter innere Befriedigung, aber Begeisterung können wir davon nicht erwarten. Der Jugend muß man etwas geben, daß sie ihre Kraft daran verwenden kann. Der

Sozialismus ist eine solche Kraft, und der Zionismus gibt der Jugend eine Begeisterungsfähigkeit, daran zu arbeiten, daß ein vor 2000 Jahren verlassenes Land wieder urbar gemacht werde. Aber was sollen wir der Jugend geben? Wir B. B. haben mit Wohlwollen und Freude alles das zu betrachten, was den Menschen idealisiert. Das Judentum hat in dieser Richtung große Werke geschaffen. Was unserer Jugend fehlt, soll ihr der Orden geben, Begeisterung zur rechten Zeit und nicht Abgeklärtheit zur unrechten Zeit. Trachten wir, unseren Kindern die Jugend zu erhalten und es wird dann nicht heißen: „Weh dir, daß du ein Enkel bist," sondern „Wohl dir, daß du ein Enkel bist."

Br. Expräs. Prof. Dr. Emil Hofmann („Philanthropia") führt unter anderem aus: Huldigen alle bei der Erziehung ihrer Kinder dem Grundsatze „Unsere Kinder sollen es einmal besser haben als wir", so schließen sie damit ihre Kinder vom Kampfe ab, oder versuchen es wenigstens. Das ist ein Unglück, denn die Jugend soll frühzeitig gestählt werden, sich im Kampfe zu üben und im Kampfe ihre Kräfte zu erproben. Da wir aber das Problem der Erziehung der Jugend zum Ordensgedanken nicht bloß theoretisch erörtern sollen, sondern den Brudertag nicht ohne positive Anregungen verlassen wollen, sind Vorschläge vonnöten. Redner schlägt vor, die Jugend zu organisieren, um sie so für den Orden zu erziehen. Für die Jugendorden möge eine Art Jugendrituale ausgearbeitet werden. Die sogenannte zweite Jugend im Alter von 14 bis 18 Jahren soll logenmäßig in einem Jugendorden organisiert werden, die Logenorganisation, die unter der Patronanz der Großloge steht, soll im Sinne unserer Logen arbeiten.

Br. Dr. Seidemann („Freundschaft") befürchtet, daß wir die bewußt-jüdische Jugend nicht in den Orden hineinbekommen, weil ihr der Orden nicht genügt. Es ist heute in dieser jüdischen Jugend so, daß einer, der in den Orden B. B. eintritt, als verlorener gilt. Der Orden soll doch der Hort sein, wo jene Menschen, die aus der jüdischen Jugendbewegung kommen, im Zusammenschluß mit anderen ihren nunmehr geläuterten Ideen Gestalt geben können. Wir müssen der Jugend den Weg frei machen, zu uns zu kommen und die Jugend muß im Orden die Fortsetzung ihrer Ideale finden. Die Frage der Zukunft der jüdischen Jugend ist auch eine Frage der Zukunft des Ordens. Wir müssen der jüdischen Jugend, die jüdisch bleiben will, helfen, und diese jüdische Jugend wollen wir nicht verlieren.

Br. Chotzen aus Breslau verweist darauf, daß auch in Deutschland in die jüdischen Jugendvereine der Zankapfel der Politik hineingeworfen wurde, weil die Orthodoxen mit den Liberalen herumstritten. Aber es ist gut, daß die Jugend kämpft, denn nur durch Kämpfe entstehen Gegensätze, und an diesen soll sich die Jugend stählen und nicht schwelgerisch ihre Kräfte vergeuden.

Da nun die Rednerliste erschöpft war, schloß der s. w. Br. Großpräsident die Tagung, indem er in seinem Schlußworte feststellte, daß sich unser Prinzip, Diskussionen mit brüderlichem Wohlwollen zu führen, bewährt habe. Gerade in der Klärung der Meinungen liege das wesentlichste Ziel der Beratungen unseres Ordens. Schließlich sprach der s. w. Großpräsident seinen Dank den Br. Referenten und der w. Loge „Karlsbad" für die Veranstaltung des Brudertages aus.

Adolf Kraus:

Erinnerungen und Denkwürdigkeiten.

Aus dem Amerikanischen übersetzt von Br. Dr. Karl Stransky (Praga).

(Fortsetzung.)

Der Direktor der Volksschule in Rokycan war der katholische Geistliche der Stadt. Als ich eines Tages in dem kleinen Stadtpark spazieren ging, warf einer meiner Mitschüler einen Stein auf mich und verletzte mich am Kopfe. Als ich heimkam, waren meine Kleider mit Blut bespritzt. Als mich meine Mutter ängstlich fragte, was geschehen sei, erzählte ich den Vorfall. Sie wusch mich, verband meine Wunde, nahm mich zu dem Schuldirektor mit und beschwerte sich über den Buben, der den Stein geworfen hatte. Am nächsten Tage kam der Direktor in die Schule und rief diesen Buben zu dem Katheder. Damals war körperliche Züchtigung in den Schulen gang und gäbe. Es gab zwei Arten von Strafen, eine, die von dem Lehrer für leichtere Vergehen verabfolgt wurde, und eine zweite, wobei der Schuldiener auf Geheiß des Lehrers den Knaben vor der ganzen Klasse mit einer Gerte auf die Hände schlug, zwei-, vier- oder sechsmal, je nach der Schwere des Vergehens. Der Geistliche fragte den Knaben, warum er den Stein geworfen habe und ohne Zögern erwiderte derselbe, er habe mich gesehen, wie ich die Sträucher im Parke beschädigte und habe den Stein nur geworfen, um mich zu erschrecken, nicht aber, um mich zu verwunden. Ich entgegnete wahrheitsgemäß, daß ich keinen Strauch beschädigt habe und nicht einmal in der Nähe eines Strauches stand. Aber da ich ein Judenjunge war, so wurde meine Darstellung nicht entgegengenommen. Der Direktor sandte nach dem Schuldiener und befahl ihm, mir die höchste Strafe — 6 Schläge — zu verabreichen. Der Schuldiener tat seine Pflicht so gründlich, daß meine Hände mehrere Tage angeschwollen waren. Viele Jahre später, auf einer meiner Europareisen, besah ich mir wieder einmal das alte Schulhaus. Es war genau so, wie ich es einst verlassen hatte, dieselben Schulzimmer, dieselben Bänke, dasselbe Katheder, nur ein neuer Schuldiener war da und ein neuer Direktor. Die alten waren in jenes Land gereist, aus dem kein Schuldiener und kein Direktor je zurückgekehrt.

Mein Vater starb, als ich 13 Jahre alt war. Mit 15 Jahren hatte ich die „Unterrealschule“ absolviert. Unmittelbar darauf rief mich meine Mutter zu sich und sagte zu mir: „Es ist höchste Zeit für dich, daß du nach Amerika gehst, ich habe einen Paß und eine Schiffskarte für dich besorgt.“

Der Grund hiefür war ihre Mutterliebe, die tiefer ging als der Schmerz des Abschiedes — vielleicht für immer — von einem 15jährigen Knaben, tiefer als die Furcht, die ihr Herz bei dem Gedanken erfüllte, daß der unreife Bursche allein in ein fremdes Land ziehen müsse. Nach den damaligen österreichischen Gesetzen mußte jeder junge Mann, der das Alter von 18 Jahren erreicht hatte, seiner Militärpflicht genügen. Wenn er als Soldat einrücken mußte, so hatte er 7 Jahre zu dienen. Wurde er dann endlich aus dem Militärdienste entlassen, so war er meistens zu alt, um irgendeinen anderen Beruf zu

ergreifen. Die reichen Leute sorgten dafür, daß ihre Söhne dem Militärdienste entgingen, indem sie die Regimentsärzte bestachen, welche gegen eine genügende Aufmerksamkeit den jungen Mann für „untauglich“ erklärten. Meine Mutter hielt Bestechung für eine Sünde. Ich weiß nicht, ob sie diese Sünde begangen hätte oder nicht. Mutterliebe ist stärker als das Gesetz. Vielleicht kommt sie über eine solche Sünde hinweg. Jedenfalls aber hatte sie nicht das nötige Geld und so mußte ihr Sohn die alte Heimat verlassen und eine neue suchen — in Amerika.

Mein Paß aber lautete nicht für Amerika. Er war für Deutschland ausgestellt, und zwar für einen Besuch. Ohne Paß hätte ich nicht die Grenze überschreiten dürfen. Hätte meine Mutter ein oder zwei Jahre gewartet, so wäre ich so nahe an das militärpflichtige Alter herangekommen, daß mir die Regierung keinen Paß ausgestellt hätte und ein Paß nach Amerika wäre mir selbst damals schon verweigert worden. Deshalb suchte sie um einen Paß für eine Reise nach Deutschland an und dieser wurde bewilligt. Sobald ich einmal nach Deutschland gekommen war, brauchte ich weiter keinen Paß mehr, um von dort nach Amerika zu gelangen.

Der Zug, mit dem ich meine Reise nach Amerika begann, ging von Rokycan um 1 Uhr früh ab. Meine Mutter und meine Großmutter begleiteten mich zur Station und als der Zug in Sicht kam, gaben mir beide ihren Segen. Die letzten Worte, die meine Mutter zu mir sprach, waren: „Sei brav, mein Sohn, bring keine Schande über mein Haus.“ Als der Zug abfuhr, sah ich, wie meine Mutter der Großmutter in die Arme sank. Ich versuchte aus dem Zuge herauszukommen, was mir aber nicht gelang, da das Abteil zugesperrt war.

In Bremen schiffte ich mich nach Amerika ein. Die Überfahrt dauerte 21 Tage und war sehr stürmisch, ausgenommen am ersten Tage. Abgesehen von dem andauernden Sturm und der Unbehaglichkeit, Furcht und Seekrankheit, die er verursachte, war der einzige Zwischenfall, an den ich mich erinnere, die Aufnahme von Passagieren und Matrosen eines schiffbrüchigen Segelschiffes, das nach New York unterwegs war, an Bord unseres Schiffes.

Als der Dampfer, auf dem ich nach Amerika fuhr, in New York anlangte, konnten die Kabinenpassagiere natürlich zuerst das Schiff verlassen, während die Zwischendeckpassagiere, zu denen ich zählte, eine Zeitlang warten mußten. Als wir so warteten, bis an uns die Reihe kam, ruderte ein Hausierer in einem Kahn an den Dampfer heran und bot uns Pasteten zum Kauf an. Diese Pasteten waren für die Zwischendeckpassagiere eine große Verlockung, denn während der 21 Tage der Überfahrt hatte es nur Salzfleisch, Hering und Kartoffeln zum Essen gegeben, keine Pastete oder ähnliche Delikatesse stand auf dem Menü. Der Hausierer band einen Korb an ein Ende eines Seiles und warf das andere Ende einem Passagiere zu. Einer nach dem anderen holten wir den Korb herauf, legten den Preis für eine Pastete hinein, ließen ihn dem Hausierer hinunter, der das Geld herausnahm und die Pastete hineinlegte, die der Passagier dann hinaufzog. Der Hausierer, ein Deutscher, verkaufte bald alle seine Pasteten. Ich war der stolze Besitzer von zwei Zehndollarstücken in Gold, — das war

mein ganzes Vermögen. Es war aber mehr, als so mancher andere Zwischendeckpassagier besaß. Ich wickelte eines von den Zehndollarstücken in ein Papier und ließ es in dem Korb dem Hausierer hinunter; dafür bekam ich eine Pastete. Als ich das Kleingeld zählte, fand ich elf Dollar achtzig Cent. Ich sagte zu dem Hausierer: „Sie haben mir zuviel Geld herausgegeben"; er erwiderte: „Sie sind jetzt in Amerika, behalten Sie sich ruhig das Kleingeld." Ich wunderte mich über einen solchen Edelmut und sagte zu einem anderen Passagier: „Was für ein wundervolles gesegnetes Land ist doch Amerika, so was hätte nirgends wo anders in der Welt passieren können."

Nachdem ich gelandet war, erfuhr ich bald, daß ein goldenes Zehndollarstück, wie ich es dem Hausierer gegeben hatte, 13 Dollar 50 cts. Papiergeld wert war und daß ich bei dem Pastetengeschäft betrogen worden war.

Nach der Landung erwartete mich mein Bruder Markus in Castle Garden. Einer der ersten Menschen, die ich erblickte, war ein Neger, und da ich noch niemals vorher einen solchen gesehen hatte, interessierte ich mich lebhaft für ihn, aber mein Interesse wurde schnell geringer, als ich ihrer sehr viele zu Gesicht bekam. Ein Onkel mütterlicherseits und eine Tante väterlicherseits wohnten in New York. Markus nahm mich mit, um ihnen unsere Aufwartung zu machen und am nächsten Tage nahm er mich nach Springfield, Massachusetts mit, wo Markus bei einer deutschen Familie wohnte, und teilte sein Bett mit mir. Markus war in einer Uhrkettenfabrik angestellt und verschaffte mir dort eine Lehrlingsstelle. Am Ende der ersten Woche erhielt ich drei Dollars Lohn. Für Wohnung, Wäsche und Verpflegung hatte ich fünf Dollar zu zahlen. Markus beglich die Differenz. Als ich vier Wochen gearbeitet hatte, fragte ich Markus, wie lange ich noch um drei Dollar Wochenlohn arbeiten müsse. „Ein Jahr", sagte Markus „und wieviel werde ich im nächsten Jahre bekommen?", fragte ich weiter, „vier Dollar in der Woche" und „im Jahr darauf?" „fünf Dollars."

„Und was dann?"

„Dann ist die Lehrzeit vorüber, du wirst als ausgelernter Arbeiter angesehen und fünfzehn Dollars wöchentlich bekommen."

„Was dann?"

„Es gibt kein Dann mehr, höchstens kannst du ein Werkmeister werden und 25 Dollar in der Woche bekommen."

„Ich will kein Werkmeister werden. Ich trete jetzt aus."

„Was wirst du anfangen?"

„Das weiß ich nicht, ich weiß nur, daß ich hier nicht länger arbeiten werde; hier ist keine Zukunft für mich."

Ich verließ Springfield und ging nach New York, wo ich meinen Onkel, den Bruder meiner Mutter, aufsuchte. Ich empfing von ihm wenig Ermutigung, im Gegenteil, er wurde sehr ärgerlich. Er sagte mir, daß ich nichts tauge, ich hätte sollen in Springfield bleiben und das Handwerk lernen. Er würde sich nicht wundern, wenn er mich eines Tages am Galgen sehen würde.

Ich sagte: „Du kannst recht haben, aber wenn du mich dort sehen wirst, dann werde ich der Sheriff sein."

Die Wirkung dieser letzten Bemerkung auf meinen Onkel war eine solche, daß ich es für klug hielt, diesen Ort so schnell als möglich zu verlassen. Mehr als 15 Jahre vergingen, bevor wir uns wiedersahen, — diese spätere Zusammenkunft war freundlicher. Tags darauf besuchte ich meine Tante, eine Schwester meines Vaters. Sie empfing mich sehr herzlich und lud mich zum Mittagessen ein. Sie hatte keine Kinder, dagegen einen Lieblingshund. Ihr Mann besaß einen großen Geschäftsladen in dem volkreichen Distrikt an der East Side, wo er 60 oder noch mehr Singermaschinen stehen hatte, mit denen Anzüge für Großhändler angefertigt wurden. Hinter dem Laden war ein großer Wohnraum, der gleichzeitig auch als Küche, Schlafzimmer und Empfangszimmer diente. Meine Tante fragte mich, was ich zu tun gedenke. Ich erwiderte: „Ich weiß es nicht, ich suche Arbeit.“ Sie sagte mir, wenn ich zur Essenszeit vorüber käme, sollte ich doch hinkommen und mit ihnen essen. Ich dankte ihr, sagte ihr aber: „am notwendigsten brauche ich eine Stätte zum Schlafen.“

„Könntest du mir nicht erlauben, das Kanapee über Nacht in den Laden zu stellen und darauf zu schlafen.“

„Wie kann ich das“, erwiderte sie, „wo soll dann mein Hund schlafen?“ Daraufhin ließ ich mich in keine weitere Debatte ein und empfahl mich sofort und viele Jahre vergingen, bevor ich sie wiedersah. Als dies dann geschah, war ihr Gatte gestorben, sie lebte in mißlichen Verhältnissen und hatte um Aufnahme in ein Versorgungsheim für alte Leute angesucht. Das Heim war bereit, sie aufzunehmen, falls sie fünfhundert Dollar erlegen würde. Sie besaß diesen Betrag nicht und so bezahlte ich ihn für sie.

Ich fand schließlich Arbeit bei einem deutschen Zigarrenerzeuger, der es übernahm, mich im Zigarrenmachen zu unterweisen. Ich bekam freie Verpflegung, einen Strohsack zum Schlafen und sechs „Smokers“ zu Ende der Woche. Zuerst hatte ich Tabak in Streifen zu schneiden. Das war leicht und ich lernte es schnell. Dann wurde ich unterwiesen, die Füllung zu machen, und auch das gelang mir gut. Schließlich vertraute mir mein Lehrherr das Einrollen in die Deckblätter an. Ich gab mir redlichste Mühe, damit zustande zu kommen, mit dem Resultat, daß ich eine beträchtliche Anzahl Deckblätter verdarb, ein Schaden, den sich mein Lehrherr nicht gut leisten konnte. Schließlich ging ihm die Geduld aus. Er sagte: „Adolf, es tut mir leid, aber du hast nicht genug Gehirn im Kopf, um ein guter Zigarrenmacher zu werden. Geh' und lerne was Leichteres.“

So endete meine Karriere als Zigarrenmacher.

Man riet mir dann, als Hausierer aufs Land zu gehen, wo ich gezwungen sein würde, englisch zu sprechen. Ich hatte noch immer eines von den zwei Zehndollarstücken in Gold, die ich aus Europa mitgebracht hatte. Ich investierte sie in Yankee-Kramwaren und begann meine erste Tour als Hausierer in Connecticut. Ich war ein noch miserablerer Hausierer als Zigarrenmacher, wahrscheinlich deshalb, weil es mir sehr zuwider war und ich nicht mit dem Herzen dabei war. Die Farmer, mit denen ich auf diesem Trip in Berührung kam, waren sehr gastfreundlich. Manchmal blieb ich tagelang auf einer Farm, half

bei der Arbeit mit, spielte mit den Buben und schnappte so bald eine Menge englischer Kenntnisse auf.

Während dieser Zeit stand ich im Briefwechsel mit meinem Bruder Markus. Ich ließ mich niemals auf Details ein, welche Fortschritte ich machte, sondern ich erweckte den Eindruck, daß es mit mir vorwärts ging. Markus war ein guter Sohn und Bruder. Eines Tages bekam ich eine Einladung zu seiner Hochzeit, welche in New Haven, Connecticut, stattfinden sollte. Der Brautvater war ein Großhändler. Beim Hochzeitsmahle floß der Wein reichlich. Ich war damals 16 Jahre alt. Beim Hochzeitsdiner wurde ein Toast auf das Brautpaar ausgebracht. Natürlich standen alle auf und tranken. Da ich an Wein nicht gewöhnt war, nahm ich nur einen kleinen Schluck aus einem Glase. Mein Tischnachbar beobachtete mich, sah meine Jugend und dachte sich, hier könne man sich einen guten Scherz machen. Er sagte: „Sie müssen das Glas austrinken, das ist so Sitte bei Hochzeiten, daß muß jeder so tun.“ Ich wünschte nicht gegen solche Gebräuche zu verstoßen und gehorchte. Der nächste Trinkspruch galt der anwesenden Brautmutter. Wieder sagte mein Tischnachbar: „Sie müssen austrinken.“ Wieder gehorchte ich. Dann kam ein Toast auf die Mutter des Bräutigams. Diesmal brauchte man mich nicht zu drängen, ich trank und leerte das Glas bis auf den letzten Tropfen. Als es einmal so weit war, kümmerte ich mich nicht weiter, wessen Gesundheit man ausbrachte und wie viele man hochleben ließ — ich trank jedesmal mein Glas leer. Ich fühlte mich herrlich. Die Hochzeit fand im Jänner statt; als das Mahl vorüber war, erfolgte der allgemeine Aufbruch. Als ich auf die Straße trat, schien es mir, daß die Häuser alle ganz schief standen, und dann lag ich auch schon auf dem Trottoir. Ein Bruder der Braut klaubte mich auf — ich erfuhr das erst nachher — lud mich auf einen Wagen, schaffte mich heim und legte mich ins Bett. Mir war nachher sehr übel. Dies war das erste und letzte Mal in meinem Leben, wo ich betrunken war. Diese einzige Erfahrung genügte, um mich vom Trinken abzuschrecken und von dieser Nacht an, bis in mein jetziges hohes Alter, habe ich nie mehr als ein oder zwei Gläser Wein trinken können.

Markus ließ sich mit seinem jungen Weibe in Springfield, Massachusetts, nieder. Ich blieb in New Haven, wo ich einen Posten in einer Pappschachtelfabrik fand und fünf Dollar wöchentlich bei zehn Stunden Arbeit im Tag erhielt; ungefähr zwei Dollar wöchentlich verdiente ich für Überstunden. Im nächsten Herbste wurde die Fabrik gerichtlich gesperrt und ich stand wieder ohne Arbeit da. Es war mir nicht möglich, einen anderen Posten zu finden, und meine Ersparnisse verschwanden rasch. Ich sagte der Wirtin des deutschen Boarding House, wo ich wohnte, daß ich kündigen müsse, da ich kein Geld mehr besitze und ohne Posten sei. Sie schlug mir großmütig vor, den Winter über bei ihr zu bleiben und tröstete mich, im Frühling würde ich sicher etwas finden und dann könnte ich meine Schulden zurückzahlen. Ich dankte ihr, erklärte aber, ich könne ihr Anerbieten nicht annehmen, ich hätte sonst ein Jahr lang an der Schuld zu zahlen. Ich schnürte meine paar Kleidungsstücke in ein kleines Bündel, nahm das Bündel auf den Rücken und verließ zu Fuß New Haven, um in irgend

einer anderen Stadt in der Nähe Arbeit zu suchen. Ich schlug zuerst die Richtung nach West Haven ein. Ungefähr in der Mitte des Weges von New Haven nach West Haven kam in an einem ländlichen Geschäfte vorüber. Es herrschte strenge Kälte, ich war hungrig und hatte nur noch zwei Penny in der Tasche. Ich trat in den Laden, um zu sehen, was ich dafür kaufen könnte. Es gab große, prachtvolle Äpfel und ich fragte den Krämer, wieviel so ein Apfel kostet. „Zwei Cents," sagte er. „Das ist mein ganzes Geld; könnte ich nicht einen kleineren für einen Cent bekommen?"

Der Krämer schaute mich an und dann sagte er:

„Sie können zwei Äpfel für einen Cent haben."

Ich habe seit dieser Zeit so manchen Apfel verzehrt, aber keiner hat mir so herrlich geschmeckt wie die zwei, die mir der Krämer damals gab.

Als die Äpfel verzehrt waren, setzte ich mich dem letzten Penny in der Tasche meine Wanderung fort, ohne die leiseste Ahnung zu haben, wohin es ging und was aus mir werden würde. Als ich so die Straße entlang ging, fuhr ein Herr in einem Schlitten vorüber. Er hielt an und fragte mich, ob er mich ein Stück mitnehmen solle. Ich nahm die Einladung an und er fragte mich, wohin ich wandere. Da erzählte ich ihm, ich wüßte selber nicht, ich sei auf der Suche nach Arbeit. Er fragte, ob ich Pferde striegeln könne, und ich erklärte, ich könnte es ja lernen. „Ich will's mit Ihnen versuchen," sagte er und an diesem Abend bekam ich meine erste Lehrstunde im Umgang mit Pferden.

Einige Tage später wurde der Weihnachtsabend gefeiert; mein Brotgeber lud mich ein, mit der Familie in die Kirche zu gehen. Die Kirche war überfüllt von Leuten und bei der Kanzel stand ein mächtiger Weihnachtsbaum mit Geschenken beladen. Als der Gottesdienst vorüber war, rief der Geistliche alle diejenigen mit Namen, für welche Geschenke auf den Baum gehängt worden waren. Einer nach dem anderen trat vor und empfing sein Weihnachtsgeschenk. Es müssen mindestens 500 Leute in der Kirche gewesen sein. Ich war der einzige in der ganzen Menge, der nichts bekam. Ich hatte auch nicht erwartet, ein Geschenk zu bekommen, und diese Tatsache hatte weiter keinen Einfluß auf mein Gefühlsleben, aber irgendwie kam es mir bei diesem Anlaß zum Bewußtsein, wie ich so ganz allein stand, ein Fremder zwischen Fremden, wie fern von allen denen, die mir lieb und teuer waren, und die Tränen, die ich nicht unterdrücken konnte, traten mir in die Augen. Ein paar Tage später fragte mich mein Herr, wo ich geboren war, was für eine Erziehung ich genossen hatte, ob ich die deutsche Grammatik kenne u. s. w. Ich beantwortete seine Fragen und daraufhin sagte mein Brotgeber, Eigentümer eines großen Fabriksunternehmens, zu mir: „Sie haben zwar den besten Willen die Pflege der Pferde zu erlernen, aber ich habe keine Zeit, Sie zu unterweisen. Ich werde einen Jungen aufnehmen, der so etwas versteht, aber wenn Sie wollen, können Sie über den Winter bei mir bleiben und meine Kinder im Deutschen unterrichten." Und so wurde der Stalljunge für den Winter in einen Deutschlehrer verwandelt.

Als der Winter vorüber war, sagte mein Brotherr, er würde mir gern einen Posten in seiner Fabrik geben, aber es würden dort keine Ausländer beschäftigt. Er fragte mich nach meinen Plänen für die Zukunft und ich antwortete, ich möchte gern nach dem Westen gehen. Er gab mir 50 Dollars. Ich dankte ihm vom ganzen Herzen und reiste nach Painesville, Ohio, ab, wo ein Verwandter von mir lebte, der ein Schnittwarengeschäft betrieb. Dieser nahm mich freundlich auf und stellte mich als Kommis in seinem Laden an. Inzwischen hatte ich das Englische ausreichend genug erlernt, um als Verkäufer tätig zu sein. Ich bekam von meinem Verwandten freie Wohnung und Verpflegung und am Ende des ersten Monates händigte er mir fünf Dollar als Gehalt ein, am Ende des nächsten Monates ebensoviel. Diesmal sagte ich zu ihm: „Ich kann nicht für fünf Dollar monatlich arbeiten. Ich muß meine Kleider bezahlen, ich muß mehr Geld verdienen.“ Seine Antwort lautete: „Very well, versuch' es anderswo, du bist entlassen.“

In weniger als einer Stunde stand ich in einem anderen Laden hinter dem Pulte, mit einem Gehalt von zehn Dollars wöchentlich, wogegen ich Wohnung und Verpflegung zu bezahlen hatte. Als ich am Abend in das Haus meines Verwandten zurückkam, um meine Sachen zu packen, forderte er mich auf, am nächsten Tage wieder ins Geschäft zu kommen, er werde mir zehn Dollars monatlich zahlen. Ich dankte ihm, sagte ihm aber, ich hätte einen besseren Posten gefunden.

Im Frühjahr 1868 verließ ich Painesville in der Hoffnung, meine Stellung zu verbessern und ging nach Cleveland. Einige Tage lang ging ich erfolglos von Geschäft zu Geschäft, ohne daß es mir gelang eine Stellung als Verkäufer zu finden. Schließlich kam ich zu Herrn N. N., den ich um eine Ausstellung als Verkäufer in seinem Schuhgeschäfte in Ontariastreet bat. Herr N. N. sagte mir: „Ich ha' schon mehr Kommis als Kundschaften.“ Ich entgegnete: „In Cleveland gibt es sehr viele Böhmen, ich spreche böhmisch und kann Ihnen einen großen Zulauf von böhmischen Kundschaften verschaffen.“ Das interessierte ihn sofort und er sagte mir, ich solle am nächsten Morgen meinen Posten antreten. Ich verstand nichts vom Schuhgeschäft und wünschte aus diesem Grunde, mich für meine Arbeit einigermaßen vorzubereiten. Deshalb bat ich ihn, mir eine Woche Zeit zu lassen und er willigte ein. Ich ging dann nach der sogenannten West Side und fand dort ein Schuhgeschäft, das einem Glaubensgenossen gehörte. Diesem erklärte ich die Situation und bat ihn um die Erlaubnis, einige Tage ohne Bezahlung in seinem Laden zu arbeiten, damit ich etwas vom Geschäft erlerne, bevor ich meinen neuen Posten antrete. Er willigte gerne ein und ging mir in den nächsten Tagen, soweit er konnte, freundschaftlich an die Hand. Darauf ging ich zu dem Herausgeber einer böhmischen Zeitung und ließ folgende Annonce einschalten: „Unser Landsmann, Herr Adolf K r a u s , hat einen Posten als Verkäufer in dem Schuhgeschäfte des Herrn N. N., Ontario Street, angenommen.“

Am nächsten Morgen nach dieser Anzeige kam eine Menge böhmischer Frauen in das Geschäft in der Ontario Street, um zu kaufen. Herr N. N. wies mir sofort einen anderen Kommis zu, der mir assistieren sollte, und am Ende der Woche bekam ich zwanzig Dollar aus-

gezahlt, das war mehr, als jeder andere Kommis in diesem Geschäfte erhielt. Als ich dort ungefähr vier Monate angestellt war, lud mich eines Abends Herr N. N. in seine Wohnung zum Diner ein. Als wir nach der Mahlzeit allein waren, sagte Herr N. N. zu mir: „Ich habe Ihnen einen Vorschlag zu machen, den Sie sofort vergessen müssen, wenn Sie es ablehnen sollten, ihn anzunehmen. In dem Gebäude, wo das Hotel X. X. ist, steht ein Geschäftsladen leer. Mieten Sie ihn in Ihrem eigenen Namen für ein Jahr, lassen Sie Regale aufstellen und ich werde Ihnen ein Lager Schuhwaren liefern. Sie betreiben das Geschäft als Eigentümer. Kommen Sie mich nicht besuchen. Wenn die Handelsbehörden von Ihnen eine Aufstellung verlangen, machen Sie keine und sagen Sie ganz einfach, Sie kaufen per Kassa. Lassen Sie sich auf Ihren eigenen Namen ein Bankkonto eröffnen. Betreiben Sie das Geschäft strikt per Kassa. Keiner darf wissen, daß ich an dem Geschäfte interessiert bin. Sie können in dem Hotel auf meine Kosten leben und ich werde Ihnen wöchentlich 25 Dollar Gehalt zahlen, oder wenn Sie es lieber wollen, können Sie am Ende des Jahres den ganzen Netto-Ertrag statt eines Gehaltes bekommen.“ Ich hatte damals noch nicht genügende Erfahrung, um wegen der Motive, mit denen Herr N. N. sein Anerbieten begründete, Verdacht zu schöpfen und ich nahm den Vorschlag an. Ich führte das Geschäft ungefähr zehn Monate. Eines Tages erschien Herr — — in dem Geschäft. Er sah sich im Laden um, nahm Einblick in die Buchführung und legte mir dann eine Verkaufsnota für das Geschäft vor. Er bat mich, dieselbe zu unterschreiben und erklärte, er werde das Geschäft jetzt selbst übernehmen. Als Zahlung bot er mir den ganzen Reinertrag nach Aufnahme des ganzen Inventars, oder tausend Dollar bar, ohne Inventar. Ich sagte ihm, der ganze Nutzen gehöre ihm und ich wolle die tausend Dollar annehmen. Später erfuhr ich dann, daß Herr N. N. bevor er dieses Geschäft übernahm, sich mit seinen Gläubigern ausgeglichen hatte.

Ich war damals ungefähr 19 Jahre alt, aber ich sah bedeutend älter aus. In mir lebte die Wanderlust, die diesem Alter eigen ist, und ich wünschte mir, das Land anzusehen. Von Cleveland ging ich nach Louisville; dort blieb ich ein paar Tage, kaufte mir ein Pferd und unternahm eine Tour nach den Südstaaten. Die Bevölkerung im Süden hatte die Heimsuchungen des Bürgerkrieges noch nicht überwunden. Die Pflanzer waren reich an Land, aber arm an Geld, aber sie waren sehr gastfreundlich.

Ich hatte ein paar Taschenspieler-Kunststückchen erlernt, die ich ziemlich gut ausführte. Gewöhnlich blieb ich auf irgendeiner Pflanzung über Nacht. Wenn ich den Vorschlag machte, für das Unterkommen zu zahlen, so lehnten gut neun von zehn jede solche Bezahlung ab. Ich unterhielt den Hauswirt und seine Familie nach dem Nachtmahl mit meinen Kunststücken und hatte dabei oft lustige Erlebnisse.

In der Nähe von Murfreesboro, Tennessee, blieb ich bei einem Farmer über den Sonntag. Am Samstag abends, als ich meine Künste spielen ließ, fragte mich der Hauswirt, wo ich geboren sei. Ich antwortete: „In Böhmen.“

Am Sonntag nach dem Frühstück ritt der Pflanzer über Land und kam nach ungefähr einer Stunde mit seinem Schwager, gleichfalls

einem Pflanzer, zurück, mit dem er mich bekannt machte. Kurz darauf hörte ich aus dem Nebenzimmer folgendes Zwiegespräch:

Der Hauswirt: „Hast du dir den Mann gut angeschaut?"

Der Schwager: „Ja."

(Fortsetzung folgt.)

Vorträge und Referate der Logen des X. Distriktes im I. Semester 1925.*)

I. Loge „Union".

Vorträge: Br. Prof. Dr. Ing. Alfred Pollak: „Griechische Baukunst (Athen)" mit Lichtbildern.

Br. Dr. Rudolf Stein: W. Jerusalems „Gedanken und Denker."

Dr. Hugo Herrmann („Moravia"): „Reiseerlebnisse aus Palästina."

Br. Expräs. Prof. Dr. Julius Goldstein (Starckenburg-Loge, Darmstadt): „Die dichterische Schönheit der Bibel."

Br. Oskar Stein („Praga"): „Die jüdische Kultur und das Abendland."

II. Loge „Bohemia".

Vorträge: Br. Prof. Dr. J. Hirsch: „Kant, das Judentum und die Ordensidee."

Br. Dr. Felix Weltsch: „Bruderliebe und Brüderlichkeit."

Br. Dr. Friedrich Carl Pick: „Vom ewigen Frieden."

Referate: Br. Dr. Alois Schreier: Wilhelm Jerusalems „Gedanken und Denker." Neue Folge.

Br. Prof. Dr. J. Hirsch: „S. Krauss, Leben und Wirken des Joachim Edlen von Popper."

Br. Prof. Dr. J. Oesterreicher: „Jobs Rätselbuch."

Br. Ewald Heller: „Die Danmark-Loge und die Juden in Dänemark."

Diskussion über den Artikel des Br. Ing. Siegwart Hermann: „Streiflichter auf die Naturgeschichte und Naturlehre des Antisemitismus."

III. Loge „Karlsbad".

Vorträge: Br. Dr. Isidor Müller: „Sozialpolitische Weltprobleme."

Br. Dr. Walter Kohner: „Das Jüdische im Ordensideal."

Br. Dr. S. Feuerstein: „Jüdischer Witz und Humor."

Br. Dr. J. Ziegler: „Der Herzog von La Rochefoucauld."

Br. Dr. Robert Löwenstein: „Der Orden und seine Zukunft."

Referate: Br. Otto Pick: „Das letzte Heft der Mitteilungen der Großloge für Deutschland."

Br. Dr. Viktor Grotte: „Unsere Festschrift."

IV. Loge „Philanthropia".

Vorträge: Br. Expräs. Prof. Emil Hofmann: „Festrede anläßlich des 30jährigen Bestandes der Loge Philanthropia."

Br. Dr. Georg Pichler: „Historische Darstellung des Umsturzes."

---

*) Die in allen Logen gehaltenen Vorträge anläßlich des 75. Geburtstages des Präsidenten Masaryk und des gewesenen Ordenspräsidenten Adolf Kraus, ebenso die Referate über das Generalkomitee, die Großloge, die Installierung der Loge „Humanitas" und sonstige Logenfeierlichkeiten, endlich die gehaltenen Nachrufe sind nicht angeführt.

Br. Prof. Hugo Stern: „Das moderne Palästina und seine Probleme."
Br. Expräs. Dr. Ernst Neustadtl: „Vaihingers Philosophie des Als ob."
Schw. Hedwig Schulhof: „Rahel Varnhagen."
Br. Dr. Leo Silberstein: „Stefan Zweig als Biograph."
Referate: Br. Expräs. Dr. Winternitz: „Die neue Geschäftsordnung der s. w. Großloge und des Großlogenschiedsgerichtes."
Br. Leo Lewitus: „Auszüge aus dem Januarhefte des B'nai B'rith-Magazine."

V. Loge „Moravia".

Vorträge: Br. Dr. Walter Kohner (Karlsbad): „Der jüdische Gedanke in unserem Bunde."
Br. Univ.-Prof. Dr. Emil Starkenstein („Bohemia"): „Aus dem Grenzgebiete von Naturwissenschaft und Ethik."
Br. Prof. Dr. Donath: „Der Judenpogrom im Jahre 1389."
Vorträge (bei Teeabenden mit Damen): Br. Expräs. Dr. Saudek: „Hochstaplertum."
Frau Ing. Liesel Herrmann: „Chemie der Lebensvorgänge."
Frl. Fränze Bondi, Iglau: „Palästinareise."
Referate: Br. Nasch: „Die Frage unseres Kriegsanleihebesitzes."
Br. Hugo Troller: „Ein Besuch bei Präsident Weizmann in London."
Br. Expräs. Dr. Schulz: „Das Verfahren bei Anmeldung und Aufnahme neuer Kandidaten, besonders die Aufgaben des ersten Recherchenten."
Br. Dr. Hugo Herrmann: „Über den Artikel des Br. Siegwart Hermann im Januarhefte der Monatsblätter."
Br. Artur Perlhefter: „Aus dem B'nai B'rith-Magazine."
Br. Artur Perlhefter und Br. Dr. Hugo Herrmann: „Berichte aus den Schwesterdistrikten."
Br. Dr. Latzer: „Die Eröffnung der hebräischen Universität in Jerusalem."
Br. Expräs. Dr. Ignaz Saudek: „Die Aufgaben eines Weltbrudertages."
Diskussionen: Heranziehung der Jugend für den Ordensgedanken, eingeleitet durch Br. Dr. Latzer.
Diskussion über das Referat des Br. Mentor Dr. Schulz, betreffend das Verfahren bei Anmeldung und Aufnahme neuer Kandidaten.
Stellungnahme der Logen zu politischen Fragen, Ref. Br. Dr. Latz
Stellungnahme zur Frage des Weltbrudertages, eingeleitet durch Br. Dr. Saudek.

VI. Loge „Silesia".

Vorträge: Br. Expräs. Dr. Wolf: „Jüdische und christliche Weltanschauung."
Br. Dr. Oppenheimer: „Prof. Dr. Ehrmanns Bedeutung für die ärztliche Wissenschaft."
Br. Regierungsrat Deutsch: „Buddhismus."
Br. Dr. Ernst Wechsberg: „Jüdische Weltanschauung" nach Brods Werk „Judentum, Christentum, Heidentum."
Referate: Br. Expräs. Dr. Hilf („Ostravia"): „Die geplante Reform des Rituales."
Br. Dr. Leschner: „Über das neue Statut und die neue Geschäftsordnung."

VII. Loge „Praga".

Vorträge: Br. Dr. Erwin Popper: „Zur Geschichte und über das Wesen der Freimaurerei."
Br. Expräs. Gustav Langendorf: „Henry Ford."

Br. Expräs. Dr. Goldstein (Darmstadt): „Der Kampf um das Dasein und seine sittliche Tragweite."
Br. Norbert Adler: „Jüdischer Internationalismus."
Br. Dr. Stransky: Aus den Memoiren des h. w. Ordenspräsidenten Adolf Kraus."
Br. Dr. Rudolf Eisner: „Internationaler Arbeitsschutz."
Br. Julius Bunzl-Federn: „Buch und Zeitgeist."

Referat: Br. Expräs. Ing. Schweinburg: „Unsere Stellung zu anderen Brudervereinigungen."

VIII. Loge „Allianz".

Vorträge: Br. Expräs. Prof. Starkenstein: „Wertung des bewußten Lebens."
Br. Dr. Kollmann: „Ein jüdisches Frauenleben an der Wende des 17. und 18. Jahrhunderts."
Br. Dr. Flusser: „Welterkenntnis im Unbewußten."
Br. Expräs. Prof. Dr. Goldstein und Frau (Darmstadt): „Unsere persönlichen Erlebnisse in Amerika."
Br. Dr. Gustav Freund: „Das nervöse Kind."
Br. Dr. Fritz Kollmann: „Albert Schweitzers Kulturphilosophie und der Ordensgedanke."
Br. Emil Rechts: „Der Wald in seiner Bedeutung für die Kultur der Menschheit."
Br. Oberdiretor Klement: „Von meiner Amerikareise."
Br. Ing. Leo Singer: „Neuhaus und Umgebung" (mit Lichtbildern von Br. Dr. Brumlik).

Referate: Br. Dr. Herrmann: „Weizmanns Besuch in Prag und Brünn."
Br. Expräs. Dr. Schneider: „Über den Entwurf des neuen ehrenrätlichen Verfahrens in den Logen."
Br. Komm.-Rat Wachtl: „Über den Antrag der w. ‚Praga' ‚Förderung jüdischer Gewerbetreibender' und über ‚Sowjet-Rußland'."

IX. Loge „Freundschaft".

Vorträge: Br. Dr. Hirsch: „Brüderlichkeit und Bruderpflichten."
Br. Oskar Pick: „Die Juden und der Kapitalismus."
Br. Prof. Dr. Seidner: „Die politische Idee des Judentums."
Br. Dr. Walter Kohner (Karlsbad): „Menschheit und Juden im Ordensgedanken."

Referate: Br. Dr. Fischer: „Über den Artikel des Br. Siegwart Hermann."
Br. Ernst Lederer: „Die Stellung des neuen Bruders in der Loge."
Br. Dr. Sigmund Hahn: „Betrachtungen über die Mitgliederbewegung und Vermögensgebarung der Logen."

X. Loge „Veritas".

Vorträge: Br. Otto Schwarzkopf: „Die Weltbilanz Moskaus."
Br. Dr. E. Seligmann (Karlsbad): „Palästinaaufbau, Zionismus und die Loge."
Br. Dr. Polaček (Teplitz-Schönau): „Rembrandt als Künstler und Mensch."
Br. S. Weiner: „Weltwirtschaft, Verkehr und Transportgewerbe nach dem Kriege."
Br. Expräs. Mag.-Rat Dr. M. Feith („Moravia"): „Palästinaaufbau im Lichte der Soziologie."
Br. Expräs. Prof. E. Starkenstein („Bohemia"): „Eine biologische Analyse von Ehrfurcht und Mitleid."

Referate: Br. Prof. Ernst Mändl: „Über die Geschäftsordnung der s. w. Großloge."
Br. Heinrich Kellner: „Über die Monatsschrift ‚Hamenora'."

XI. Loge „Fides".

Vorträge: Br. Dr. Theodor Ruhig: „Das Chanukkahfest im Spiegel des modernen Judentums."
Br. Dr. Alexander Ardó: „Vorträge und Diskussionen in den Logen."
Br. Dr. Koloman Dezsö: „Der Völkerbund."
Br. Dr. Árpád Kondor: „Soziologie des Judentums."
Br. Dionys Trebitsch: „Der Faszismus."
Br. Expräs. Univ.-Prof. Dr. E. Starkenstein („Bohemia"): „Die Ehrfurcht vor dem Leben."
Br. Dr. Eduard Ehrenwald: „Freimaurertum."
Referate: Br. Dr. Ludwig Baracs: „Die statutarischen Pflichten und Rechte der Brüder."
Br. Dr. Árpád Kondor: „B'nai B'rith-Zeitschriften."
Br. Dr. Árpád Kondor: „Die Eröffnung der jüdischen Universität in Jerusalem."
Br. Dr. Alexander Árdó: „B'nai B'rith-Zeitschriften."
Br. Dr. Ernst Fischer: „Über die zu errichtenden ‚Handwerker- und Ackerbau-Institutionen'."

XII. Loge „Ostravia".

Vorträge: Br. Expräs. Dr. Fuchs: „Kulturgeschichte und Sozialpolitik in der Bibel."
Br. Dr. Walter Kohner („Karlsbad"): „Die jüdische Idee im Orden."
Br. Präs. Dr. Hilf: „Kulturelle Assimilation und Ordensidee."
Br. Dir. Ederer: „Die Wirtschaftslage in Sowjetrußland."

XIII. Loge „Humanitas".

Vorträge: Br. Präsident Dr. E. Gross: Instruktionsvortrag: „Die Aufgaben unserer Loge."
Br. Norbert Adler: „Masaryk."

UMSCHAU.

Aus dem Protokoll des Geschäftsausschusses der Großloge für Deutschland. Br. Walter trägt das Gesuch des Norddeutschen Logenverbandes und der niederschlesischen Logen vor, ihnen für die Errichtung eines Erholungsheimes für Brüder und Schwestern des Verbandes und der in Betracht kommenden Logen in Agnetendorf in der Villa des Br. Herzka, ein Darlehen von Mk. 10.000.— zu gewähren, das jährlich mit 10% amortisiert werden soll. Nach kurzer Aussprache, in der besonders betont wird, daß das Darlehen verzinst werden und die Begrenzung des Heimes nur für Angehörige des Logenverbandes und der niederschlesischen Logen fallen müsse, ferner daß die Logen für die Sicherheit des Geldes die Garantie übernehmen müßten, wird beschlossen. das Darlehen zu gewähren.

Br. Goldschmidt berichtet über die letzte Tagung der Tuberkulosefürsorge. Die für die Schaffung von Heimen erforderlichen Mittel können zur Zeit nicht aufgebracht werden und es soll daher die offene Tuberkulosebehandlung im Hause und in kleinen Heimen aufgenommen werden. Seitens des Frauenbundes werden die Zinsen des von ihm aufgebrachten Beitrages von Mk. 100.000 hierfür zur Verfügung gestellt.

Aus Zeitschrift und Zeitung.

Der Orden Bne Briss. Mitteilungen der Großloge für Deutschland. (Nr. 5, Mai 1925.) Br. Dr. Alfred Goldschmidt beschäftigt sich mit dem Probleme „Verinnerlichung". Anknüpfend an die wilden Parteikämpfe in Deutschland erklärt der Verfasser, indem er Heines „Deutschland, das sind wir selber" und andere Stellen aus dem Werke des Vielgeschmähten zitiert, die deutschen Juden hätten es nicht nötig, sich als Deutsche auszuweisen. Jüdisches Geistesleben ist nach seiner Ansicht aus Deutschland gar nicht fortzudenken, Aufbau, nicht Zersetzung ist seine wahre Bedeutung, allerdings nicht im Sinne derer, die Kastenherrschaft und Kastenvorrechte anstreben. Wahres jüdisches Wesen ist identisch mit wahrem Menschentum. Darum sollen wir uns aus einer Umwelt, die uns klein und niedrig zu machen sucht, zur Größe unseres Selbst, zur Verinnerlichung zurückfinden. Die Stellung zu den Dingen, nicht die Dinge selbst machen Wert und Bedeutung des Lebens aus. Der überwindet wahrhaft siegreich das Leben, der in Betätigung der Vorschriften unseres Rituals unbekümmert um äußeres Geschehen, ohne auf Lohn oder Dank zu schauen, aufrecht im Herzen seinen Weg geht. — Über die Installierung der Zacharias Frankel-Loge, der vierten in Breslau, berichtet ausführlich Br. Dr. Hugo Schachtel, Breslau, umfangreiche Auszüge aus der Festrede des Vizegroßpräsidenten Br. Maximilian Stein über die Bedeutung des Namenspatrons der Loge schließen an. Die Geschichte der religiösen Bewegung im Judentum der Neuzeit gab Frankel den Ehrennamen „Friedensfürst". „Versöhnung des Glaubens mit dem Leben, Fortschritt und zugleich Erhaltung und Veredlung, Regeneration des Judentums aus und durch sich selbst" war seine Losung. Frankel haben wir die Deutung zu verdanken, daß die ehrwürdigen alten Formen und Formeln nicht pietätlos zu negieren, sondern zu vergeistigen sind. — Richard Beer-Hofmann als Dichter des Judentums behandelt Br. Dr. Ludwig Davidsohn, Berlin. Er untersucht das Jüdische in den einzelnen Werken des Dichters. Paul, in „Der Tod Georgs", ist Jude. Als Jude fühlt er, der über die Jahrtausende hinweg in mystischem Zusammmenhang mit seinen Vorfahren steht, daß eine immanente göttliche Zweckmäßigkeit und Gerechtigkeit hinter allen Dingen stehen muß, daß das jüdische Ethos, wie es sich einst in grauer Vorzeit inmitten einer noch völlig indifferenten Welt manifestierte, dem Leben Ziel, Sinn und Heiligung geben kann. Mit einer poetisch leutchtenden Glorifizierung des Judentums, mit einem klaren, religiösen Ton schließt dieses an künstlerischen Werten überreiche „Gedicht in Prosa". Das Thema von dem mystischen Zusammengehörigkeitsgefühl wird mannigfach auch im „Grafen von Charolais" variiert, am bezwingendsten in der Gestalt des roten Itzig. Hier wird der Charakter des mittelalterlichen Juden dargestellt, nicht nur, wie er ist, sondern wie er geworden ist. Beer-Hofmann läßt aus dem verhaltenen Ingrimm dieses Hassers ahnen, welche Schmerzen dieser Ausgeschlossene gelitten hat. Hier steht als eine gewaltig düstere Mahnung der an ihm verübten unsühnbaren Frevel Ahasver im Kleide eines Handelsjuden. Das jüngste, über die Bühne gegangene Werk des Dichters ist „Jakobs Traum", das Vorspiel aus dem Dramenzyklus der „Historie vom König David". „Beer-Hofmann ist der erste deutsche Dichter, dessen lyrische Inbrunst so heiß, dessen Gefühlszusammenhang mit der jüdischen Tradition so lebendig war, daß er es wagen durfte, den hohen Geist der Bibel ins Modern-Ethische und Dichterisch-Philosophische zu transponieren. Das Drama ist kein Panegyrikus auf die israelitische Historie, sondern eine Weltdichtung, die zu allen Menschen sprechen sollte." — Logenberichte folgen. Br. Prof. Eugen Wolbe gibt ausführlich den Inhalt der ersten Nummern des laufenden Jahrgangs des „B'nai B'rith-Magazine" wieder. Eine Bücher-

schau und Nachrichten aus dem Verbande der Frauenvereinigungen der Logen beschließen das gehaltvolle Heft. R.

B'nai B'rith Magazine (Märzheft 1925). Das treffende Bonmot „Man ist selten ein Arier" hat wieder seine Bestätigung gefunden. Jack Dempsey, der die Weltmeisterschaft im Boxkampfe behauptet, ist mütterlicherseits jüdischen Ursprunges. Die Zeitschrift wirft in bitterer Ironie die Frage auf, ob die Amos-Gesellschaft dem Judentum nicht besser dienen würde, wenn sie den Stammbaum Dempseys verbreitete, als das Werk Singers über die Religion der Wahrheit, Gerechtigkeit und des Friedens. — Aus der Tatsache, daß Amerika der Sorgenträger und Sorgenbefreier der Juden aus allen Teilen der Erde geworden ist, ergibt sich die Feststellung, daß Amerika gegenwärtig das Zentrum jüdischer Verantwortlichkeit darstellt. — Es wird auf eine Schrift, deren Verfasser Doktor M. Soltes ist, hingewiesen, die beweist, daß das Mißtrauen der Nichtjuden gegen das „Jiddish" und namentlich gegen die jiddische Presse unbegründet ist. Die Tendenz der jiddischen Zeitungen deckt sich mit der der amerikanischen Presse. Nur ein einziges jiddisches Blatt in New York, das in einer sehr schwachen Auflage erscheint, ist kommunistisch. Die Zeitschrift meint, man solle die Mühe nicht scheuen, jiddisch zu lernen, wenn man das Mißtrauen nicht beseitigen könne. — Auf die Beschwerde jüdischer Landwirte in Amerika, daß sie ihre Kinder ohne jüdischen Unterricht aufwachsen lassen müssen, da in den meisten Fällen die nächste jüdische Schule oder Synagoge zu weit entfernt sei, und auf ihre Argumentierung, daß sie deshalb ihre Bauernwirtschaft lieber aufgeben wollen, erwidert die Zeitschrift mit dem Hinweise auf die protestantischen Pioniere der alten Zeit, die es sich nicht verdrießen ließen, meilenweit durch weite Wälder in die entfernte Kirche zu ziehen, und, wenn es ihnen nicht möglich war, eine Kirche zu besuchen, aus ihrer eigenen Mitte den Priester wählten, der ihnen das Gotteswort erklärte. Die Geschichte lehrt, wie diese protestantischen Pioniere dem Boden und — der Religion treu geblieben sind. — Der Maler Lionel S. Reiß hat — wie Beatrice L e v y in ihrem Artikel über das Verschwinden der Ghetti in Europa erzählt, — mit der Ausführung seines Planes, sämtliche Ghetti in Europa in Bild und Wort festzuhalten, bereits begonnen und wird sein großes Werk fortsetzen und vollenden, wenn ihm die dazu notwendigen Mittel zur Verfügung gestellt werden sollten. Die Reproduktionen, welche die Zeitschrift bringt (ein Stück Pariser Ghetto, der Prager Friedhof, jüdische Typen aus Warschau, das Innere der Raschi-Synagoge in Worms), lassen die Herausgabe des Werkes als höchst wünschenswert erscheinen, da die europäischen Ghetti über kurz oder lang verschwinden werden und ihre Romantik in der Erinnerung festgehalten zu werden verdient. — David G o i t e i n gibt seine persönlichen Eindrücke wieder, die er von den Pionieren Palästinas, den Chaluzim, und den Chaluzoth, erhalten hat. Er stellt erfreuliche und unerfreuliche Züge objektiv fest. Erfreulich ist ihre Begeisterung für den Wiederaufbau Palästinas, ihre Liebe zur Arbeit, auch wenn sie noch so unscheinbar ist, ihre enthusiastische Pflege des Neuhebräischen; unerfreulich ihre Art des Kommunismus, ihre Gleichgültigkeit oder feindselige Haltung gegen das Religiöse, ihre bisweilen unerträgliche Überheblichkeit. — Joel B l a u überrascht uns in seinem Aufsatze „Reformation by reformulation?" (Neuordnung durch Neuformulierung?) durch seinen Vorschlag, dem Judentume, das die Rolle eines Schlemihls in der Weltgeschichte spiele, dadurch einen Ruck nach vorwärts zu geben, daß eine jüdische Propaganda für die Verbreitung des auf die Höhe des ethischen Monotheismus gebrachten und von allen beschränkenden Gebräuchen befreiten Judentums im Osten Europas und Asiens sorge. Blau meint, daß Japan ungemein für diese Art von Missionstätigkeit geeignet gewesen wäre. Doch habe uns das Christentum dort den Rang abgelaufen. Arabien, Rußland, wo namentlich der russische Muschik ein wertvolles Material sei, und der ganze Osten biete einen ungeheuren Wirkungskreis. Eine solche Propaganda

würde uns zwingen, an eine Neuformulierung des Judentums zu gehen, um seine Lehren allgemein zugänglich zu machen, und würde uns das allmählich entschwindende Vertrauen zum Judentum wiedergeben. Über Mittel und Wege dazu gibt der Verfasser nichts an. — Jüdische Gelehrte haben in Amerika eine Akademie für jüdische Forschung gegründet. Ihr Präsident, Dr. Louis Ginzburg, Professor für Talmudwissenschaft an dem jüdisch-theologischen Seminar, bespricht die Notwendigkeit und Bedeutung dieser Akademie nicht nur für die jüdische Wissenschaft, die in die rechten Wege gebracht werden soll, sondern auch für die innere und äußere Einigung des Judentums. — Rabbiner Leon Spitz, der Verfasser des Buches „Bibel, Juden und Judentum in der amerkanischen Dichtung", behandelt, sein Arbeitsgebiet erweiternd, den jüdischen Witz und Humor in der amerikanischen Dichtung. Zahlreiche Beispiele aus den Werken Longfellows, des Dr. Holmes, James Russel Lowells zeigen uns, daß die amerikanische Dichtung — vielleicht gilt dies von der angelsächsischen Dichtung überhaupt — mit der Bibel und dem jüdischen Schrifttume inniger verbunden ist als die Literaturen anderer Völker. Vielleicht läßt sich die Behauptung aufstellen, daß die Kenntnis und Hochschätzung der Bibel und des jüdischen Schrifttums, das sich um die Bibel als Kern entwickelt hat, die Angelsachsen vor den rohen Formen des Judenhasses, vor der Verachtung des Volkes, aus dem die Bibel hervorgegangen ist, in wirksamer Weise schützt, während die Herabsetzung und Verachtung der Bibel auch die der Juden zur Folge hat. Wie Longfellow vom Talmud dachte, geht aus seinen Versen hervor: „That book of gems, that book of gold of wonders many and manifold." In seinem „Tales of a Wayside Inn" wird die Geschichte von R. Josua ben Levi und dem Todesengel erzählt. Ebenso zeigt Longfellow in seiner Erzählung „Village School" Vertrautheit mit jüdischer Lehre und Sitte. Wenn er den Satz zitiert „biblisches Wissen ist Wasser, aber die Mischna ist starker Wein" und Kenntnis davon hat, daß man am Purimfeste sich derart betrinken soll, daß man nicht mehr den Unterschied zwischen „Haman sei verflucht" und „Mordechai sei gesegnet" wisse, so setzt das schon eine intimere Bekanntschaft mit jüdischem Wesen voraus. — Rabbiner Levinger schreibt über das vielbehandelte Thema „Toleranz und Intoleranz" unter steter Berücksichtigung amerikanischer Verhältnisse. Das psychologische Moment findet in dieser Studie eine ebenso liebevolle Behandlung wie das historische. — Rev. John W. Herring veröffentlicht unter dem Titel „Der prophetische Geist ist nicht tot in Israel" seine ungemein günstigen Eindrücke über den Verlauf einer Tagung des Reformjudentums in St. Louis, der er als Gast beiwohnte. Rev. Herring ist der unermüdliche Leiter mehrerer Organisationen, die es sich zur Aufgabe machen, Vorurteile zwischen Christen und Juden zu bekämpfen und dies im engen Zusammenwirken mit der Anti-Defamation League unseres Ordens in Chicago. — Daran schließen Bilder aus der amerikanischen Gesellschaft und eine kurze Schilderung der Festtage anläßlich des 75. Geburtstages unseres hochwürdigen Ordenspräsidenten in Bild und Wort. — Der reichhaltigen Bücherecke folgt die bemerkenswerte Entgegnung des Schriftstellers Maurice Samuel auf die scharfe und ungünstige Kritik seines Aufsehen erregenden Buches „You Gentiles" („Ihr Nichtjuden"). Diese Erwiderung ist unter dem Titel „You Critics of ‚You Gentiles'" in einer Reihe von jüdischen Zeitschriften erschienen. Da sich M. Samuel besonders mit der Besprechung, die Dr. Joel Blau seinem Buche in B. B.-Magazine (Dezemberheft 1924) widmet, beschäftigt, veröffentlicht das amerikanische Ordensorgan jene Stellen aus der Replik, die sich auf Blaus Artikel beziehen. Nicht nur der Umstand, daß die Sache viel Staub aufgewirbelt hat, sondern auch prinzipielle Gründe lassen es angezeigt erscheinen, die beiden Gegner auch an dieser Stelle zu Worte kommen zu lassen. Den Kern der Ausführungen Samuels in seinem Buche „You Gentiles" (Harcourt, Brace and Company 1924) bildet, wie Joel Blau im Dezemberheft 1924 des B.B.-Magazines schreibt, ein künst-

liches, konstruiertes Paradoxon, das mit den wirklichen Widersprüchen oder Paradoxen des tatsächlichen Lebens nichts zu tun hat. Der Zentralgedanke des Buches ist, daß der Unterschied zwischen Juden und Nichtjuden qualitativ anders geartet sei als ein solcher zwischen den verschiedenen nichtjüdischen Rassen und nicht allein auf rassenmäßiger Grundlage beruhen könne; es bestehe somit eine Zweigabelung der Welt, und zwar in Juden und Nichtjuden, in die jüdische und nichtjüdische Kultur. Das Jüdische sei die bessere Hälfte; der Jude habe die undankbare Rolle des Heiligen, der in der Gesellschaft von Sündern leben müsse. Für M. Samuel sei der Fundamentalunterschied zwischen jüdischem und nichtjüdischem Wesen die Auffassung des Lebens. Dem Nichtjuden sei das Leben ein Spiel, ein Wagnis, ein Abenteuer, mit einem Worte Sport; dem Juden sei das Leben die in den Dienst des Göttlichen, des Ewigen gestellte Wirklichkeit, mithin heiliger Ernst. Daher die Liebe zum Frieden, die Abneigung gegen Sport und Athletik, daher der Mangel an Loyalität, die Wertschätzung der allgemein menschlichen Ethik, der Mangel an Disziplin usw.; bei den Nichtjuden finde das Gegenteil statt. Blau meint mit Recht, daß solche Einteilungen im Grunde genommen lebensfremd seien; man könne das Leben nicht in Weiß und Schwarz, Spreu und Weizen sondern; da gebe es die mannigfaltigsten Abstufungen, Übergänge, wechselseitige Beziehungen und Einflüsse, und wer diese Bedingungen nicht berücksichtige, werde das Leben überhaupt und das jüdisch-nichtjüdische Problem insbesondere niemals erfassen. Solche Einteilungen seien wissenschaftlich und praktisch wertlos und werden nie Überbrückungen und Ausgleichungen zwischen beiden Seiten verhindern können. Immerhin müsse man zugeben, daß charakteristische Merkmale dem jüdischen Wesen als geschichtlichem Faktor zukämen. Blau erblickt solche in der jüdischen Auffassung der menschlichen Persönlichkeit, die als frei, unverletzlich und heilig gelte, mit der daraus sich notwendig ergebenden Folge der Heilighaltung des Lebens; darin bestehe der wesentliche Anteil des jüdischen Geistes an der menschlichen Kultur. Ein zweites Merkmal des jüdischen Wesens ist für Blau die Auffassung, daß alle Menschen vervollkommnungsfähig sind, gegenüber der aristokratischen Anschauung der Hellenen oder der christlichen Ansicht, die das Prinzip der Selektion verficht. Ein drittes Merkmal sei der Wirklichkeitssinn des jüdischen Messianismus im Gegensatze zum Romantizismus der Hellenen und der christlichen Eschatologie. Schließlich stellt sich auch für Blau der Ernst in der jüdischen Lebensauffassung, ähnlich wie für M. Samuel, als eine Grundrichtung im jüdischen Wesen dar. Während aber für Samuel Ernst und Sport der alleinige Ausgangspunkt für die Spaltung in jüdisches und nichtjüdisches Wesen ist, setzt Blau alle von ihm aufgestellten vier Merkmale gleich. Nun versucht letzterer Samuels Behauptungen zu widerlegen. Besonders scharf wird der Vorwurf des Mangels an Loyalität als grundlos und auch gefährlich zurückgewiesen. Sodann fragt er, wie sich Samuel den sittlich tiefen Ernst eines Plato erkläre, wie er es deute, daß der Begriff des Heiligen nicht nur bei den Juden, sondern auch bei den Griechen und Römern eine bedeutende Rolle spiele. Auch die Heiden sprechen von Gott als Vater, von der Nachahmung Gottes, von der Versenkung in Gott, wie die jüdischen Propheten und Psalmisten. Dem Amos, Jesaias, Jeremias, Hillel, Jesus in Jerusalem entsprechen Sokrates, Plato, Epiktet, Marcus Aurelius in Athen und Rom. Geistige Kräfte gleichen Wesens seien da und dort wirksam. Wenn Samuel auf dem Standpunkte steht, daß der von ihm konstruierte Unterschied zwischen Juden und Nichtjuden eine nicht überbrückbare Kluft bedeute, und er sich zu der Behauptung versteigt, daß Juden und Nichtjuden nicht beisammen bleiben können, ohne daß sich dieser krasse Gegensatz fühlbar mache, so gibt es für Blau keinen Unterschied zwischen Juden und Nichtjuden, der einen fortdauernden Antagonismus begründet; er findet vielmehr, daß der Jude allzuleicht fremden Einflüssen unter-

liege. Ein Zusammenleben von Juden und Nichtjuden müsse nicht notwendig Reibung, Haß und Feindschaft auf beiden Seiten zur Folge haben. Nach Blaus Auffassung sind auch die Juden für die Ausbildung der Gegensätze verantwortlich. Ein im rechten Sinne jüdischer Jude entferne sich vom extremen Ghettojuden ebenso wie vom extremen Assimilationsjuden und werde als solcher sich die Achtung der Gesellschaft erwerben und nicht dem Hasse der Welt ausgesetzt sein. Achtung für die eigene Persönlichkeit, Achtung für die fremde Persönlichkeit sei der Schlüssel für die Lösung des so schwierigen jüdischen Problems. Selbstachtung und Achtung des andern seien die geeignetsten Mittel, um Selbstüberschätzung, Chauvinismus, Hakenkreuzlertum mit positivem oder negativem Vorzeichen zu verhindern. Chauvinistische Theorien wie die Samuels seien nur geeignet, Gegensätze hervorzurufen und dem Ausgleich entgegenzuarbeiten. Wenn Blau sein Essay über Samuels Buch mit der Behauptung einleitet, daß es das erste jiddische Buch in englischer Sprache sei, so bezieht er sich auf eine Theorie des Prof. Wolfson an der Harward-Universität. Dieser stellt fest, daß in der Gegenwart nicht ein homogenes jüdisches Volk einen Bildungsprozeß durchmacht, sondern wir müssen zwischen einer jüdischen und einer jiddischen Nation unterscheiden. Nach Wolfson und andern gehören die „Juden" und die „Jiden" verschiedenen ethnischen Gruppen an; das Jiddische sei nicht nur eine Sprache, sondern auch eine Psychologie, eine Mentalität. Das Jiddische sei die Psychologie des Ghettojudentums, innerlich verbogen, krumm und krankhaft. Wenn auch diese Mißbildung auf Ursachen zurückzuführen ist, für die nicht die Juden allein die Verantwortung trügen, müsse das Bestreben aller Juden darauf gerichtet sein, dieser Entartung durch Beispiel und planmäßige Erziehung zu begegnen. Nichtsdestoweniger gebe es unter uns „Juden" gar manche Romantiker, die für die Erhaltung der Ghettopsychologie und Ghettoindividualität eintreten, indem sie die gesunde, aufrechte jüdische Art mit dem krankhaften Ghettotypus verwechseln. Samuel spreche im Namen der „Jiden", er habe die Apotheose des Jiddischen geschrieben, aber nicht die des „Jüdischen". Blau meint, daß es weder im Interesse der Welt noch in dem des Judentums liege, den Ghettotypus zu erhalten. Dieser menschlich verbogene Ghettotypus werde stets ein Verbannter bleiben, sei es in New York oder Chicago, sei es in Palästina, wenn er auch dort — aber nur für kurze Zeit — Fuß fassen könne. Da Samuel keineswegs aus dem Ghettojudentum stammt, so stellt Blau an diesem Falle fest, daß sich in unsern Tagen eine neue Assimilationsform herausbildet, die Assimilation des Westjuden an den Ghettojuden und den geistigen Horizont des Ghetto. Und so sei das Buch Samuels das erste jiddische Buch, das in englischer Sprache und dazu noch in einem sehr guten Englisch abgefaßt ist. Der geistreiche Essay schließt mit dem Hinweis darauf, daß es nicht dem altprophetischen Geiste entspreche, wenn man Juden und Nichtjuden gegeneinander ausspiele; denn der Prophet Maleachi habe vielleicht zum erstenmal die wunderbare Formulierung für den Mittelbegriff unserer Ordensdevise ausgesprochen: „Haben wir nicht alle e i n e n Vater? Hat uns nicht e i n Gott erschaffen?" Mit diesen Worten schließt Blau seine Studie über das Buch M. Samuels, der in seiner Entgegnung gerade diese im B. B.-Magazine erschienene Kritik als eine der lesenswertesten hervorhebt. Die Abgrenzung der „Juden" von den „Jiden" hält Samuel für weit verhängnisvoller als den von ihm dargestellten Gegensatz zwischen Juden und Nichtjuden. Was nun den Mangel an Loyalität betrifft, den Samuel als Konsequenz seiner Hauptthesis feststellt, so meint der Verfasser, daß im Juden das Fundamentalgefühl die Liebe sei und er deshalb der Loyalität nicht bedürfe; denn wo die Gemütsbeziehungen fehlen, dort stelle sich die formelle Loyalität ein und für eine seelenlose Fügsamkeit sei der Jude nicht geschaffen. Mit Temperament und, von einem tiefen Ressentiment erfüllt, erklärt der Verfasser, daß die Juden zwar besser sein sollten, als sie es tatsächlich sind, doch hätten

sie das mit Gott abzumachen, aber nicht mit Henry Ford. Der Terminus „Gentiles" bezieht sich, wie Samuel angibt, auf alle Nichtjuden ganz im Sinne des Wortes „Gojim", und ist keineswegs ein Euphemismus für „Christen". Zum Schlusse entwickelt Samuel die Gründe, aus denen er sein Buch geschrieben hat. Seine Absicht sei, den Gegensatz zwischen Juden und Nichtjuden auf einen tiefeingreifenden Unterschied in der Lebensauffassung zurückzuführen und die angebliche Unsittlichkeit der Juden, die man erdichtete, um den Judenhaß und die Judenverfolgungen zu rechtfertigen, als eine in Wirklichkeit belanglose und unhaltbare Grundlage für den Antagonismus zwischen Nichtjuden und Juden aufzuzeigen. — Der Briefkasten unseres Ordensorgans bringt eine kleine Ergänzung zu dem im Maihefte 1924 erschienenen Aufsatze Dr. Robacks „Hebräische Buchstaben in der höheren Mathematik". Dr. Freund, Studienrat an der Oberrealschule in Oppeln und Bruder der „Freiheitloge" daselbst, teilt mit, daß der englische Mathematiker Hamilton in der Vektoranalysis die Bezeichnung „Nabla" in Form eines Dreiecks einführte, welcher Name im Hebräischen eine Art Saiteninstrument bezeichnet. „Nabla" sei gleichbedeutend mit dem Terminus „Gefälle" in der Vektoranalyse. — Das Supplement bringt einige Abschnitte aus der Autobiographie unseres Ordenspräsidenten zum Abdruck und den Bericht der amerikanischen Logen an das Exekutivkomitee über die Amerikanisierung der jüdischen Einwanderer. oe.

Personalnachrichten.

Sterbefälle.

Br. David Beer in Holleschau, gest. am 24. Mai 1925, eingetreten in die w. „Moravia" am 17. Mai 1913, im 57. Lebensjahre.

Br. Dr. Gustav Zweig in Proßnitz, gest. am 3. Juni 1925, eingetreten in die w. „Moravia" am 22. März 1900, im 70. Lebensjahre.

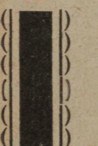
Br. Siegmund Czuczka in Mähr.-Ostrau, gest. am 29. Mai 1925, eingetreten in die w. „Silesia" am 19. Jänner 1913, übergetreten zur w. „Ostravia" am 7. Dezember 1924, geboren am 18. Oktober 1865.

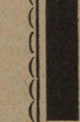
Br. Moritz Lorie in Prag, gest. am 25. Juni 1925, eingetreten in die w. „Bohemia" am 23. Mai 1914, geboren am 1. August 1883.

*

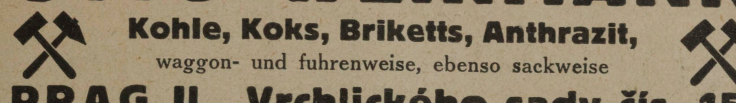
Ausgetreten.

Mit A. K. aus der w. „Silesia" Br. Adolf Fasal.





OTTO WEINMANN



Kohle, Koks, Briketts, Anthrazit,

waggon- und fuhrenweise, ebenso sackweise

PRAG II., Vrchlického sady čís. 15.

Telephon 2646.

Vertretung: Emanuel Arent, Prag II., Podskalská 332,

Telephon 979/VIII.

Heizung ◄— Trocknung ◄— Ventilatoren ◄—

RADIA

Prag II., Plavecká 2.

—► Pneum.Transporte —► Entstaubung —► Feuerungen

P. A. SCHLECHTA & SOHN

LOMNITZ a./P. — KÖNIGINHOF a./E.

Gegründet 1808

Filterstoffe und Filtertücher für Zuckerfabriken
Jutesäcke u. Plachen, Leinen- u. Baumwollwaren

Generalvertretung:

KARL STERN, PRAG I.,

Telephon 9396. **MIKULÁŠSKÁ TŘÍDA 3.** Telephon 9396.

Suchen Sie erfolgreiche Heilung gegen

Rheuma, Gicht, Ischias?

Besuchen Sie das

Thermalheilbad

Trenčianské - Teplice (Slovakei).

Erfolgreichste Schwefelthermen in 36-42° C. Naturwärme, entspringen unmittelbar in den Bassins und Wannenbädern.

Radioaktive Schlammbäder.

Physiko-therapeutische Anstalt. *Frei-, Luft- und Sandbäder.*

Hochsaison vom 1. Juni bis Ende August.

Vor- und Nachsaison Preise ermäßigt.

Auskünfte und Prospekte durch die Badedirektion Trenčianské - Teplice und die Verkehrsbureaus.

Verantwortlich für den Inhalt: Dr. Gustav Haas, Prag II., Růžová 5.